

Verbundkatalog Kalliope

Hans Reisiger zum achtzigsten Geburtstag.

Mann, Erika

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Hans Reisiger zum achtzigsten Geburtstag

Ich war noch kaum auf der Welt - ein munteres Wickelkind -, als Hans Reisiger in unser Leben trat. Babies aber haben keine "Begegnungen", und so wird es gut sein, wenn ich, zunächst einmal, meinen Vater erzählen lasse:

schreibt er,
"1906 muss es gewesen sein! Dass ich, erst gerade verheiratet, dem schönen Jüngling von damals, der eben von der Juristerei zur Literatur aus unwiderstehlichem und als sehr legitim schon erwiesenen Antrieb hinübergewechselt war, im Hause S. Fischers, unseres Berliner Verlegers, zuerst begegnete. Noch weiss ich, wie ich meiner Frau von dem Vorkommnis nach München berichtete: von dem jungen Schlesier, der, in Hauptmanns Sphäre beheimatet und von ihm wert gehalten, auch Liebling des berühmten Verlegerhauses, ohne Mittel zu äusserer Eleganz, von der Natur zum Gentleman geprägt erscheine; wie er, obgleich nichts weniger als ein Salonlöwe, immer von bewundernder Weiblichkeit umgeben sei, und wie auf mich sein bescheidener Anstand, seine Freundlichkeit, sein gescheites und humoristisches Gespräch, diese Neigung zu boyischer Dalberei so gewinnend gewirkt habe."

Bald war er ein naher, ja nächster Freund des Hauses. Uns Kindern und Halbwüchsigen begegnete er mit der absoluten Natürlichkeit, die ihm eignet. Nie war da onkelhafte Herablassung zu spüren oder die Bemühung, sich auf uns "einzustellen". Immer schien er unseresgleichen, und über die Scherze und Schnurren, die er für uns erfand, lachte er, als seien sie uns gemeinsam beschert worden.

Wohin ich blicke in der weiten, bunten Landschaft der Vergangenheit, stets taucht unser "Reisi" irgendwo auf - am Heiligen Abend im Münchner Herzogspark (ein Christfest ohne ihn - das wäre verpfuscht gewesen); zwischen den Büschen und Bäumen unseres Tölzer Ferienparadieses; in Nidden auf der Kurischen Nehrung, wo wir später ein Sommerhäuschen besaßen; oder in Küsnacht am Zürichsee, wohin er sich traute, obwohl die Nazis am Ruder, und wir Emigranten waren, ausgebürgertes Gesindel, eine schwere Gefahr für jeden Deutschen, der sich erdreistete, uns die Treue zu wahren.

"Reisi" ist treu und treulich hat er seine Zeit genutzt, sie gefüllt mit Arbeit, einem dichterischen Schaffen, von dem er bescheiden denkt, das aber in seiner Reinheit und Klarheit Freude verbreitet hat und dies weiterhin täte, wenn man es nur unter die Leute brächte. Seine herrlichen Whitman-Üebersetzung, ein wahrer Glücksfall genauester, geistesverwandter Nachdichtung, seine Erzählwerke, die späten besonders - der Maria Stuart-Roman, "Ein Kind befreit die Königin" und die sanghaft-schöne, zeitlos-moderne Novelle "Aeschylus bei Salamis" - sie wären eine Zierde jeder ~~Bibliothek~~ die es darauf abgesehen hätte, Gutes zu bieten, unangefochten vom Alter eines Autors, der sich in Wahrheit mehr menschengläubige Jugendkraft bewahrt hat, als mancher sie besitzt, der nach ihm kam und nun gellend berühmt ist. Wo auch sind seine Verse geblieben, all diese natürlichen und aus der Natur geborenen Lieder, die er uns schenkte? Erschienen sind sie, "zu ihrer Zeit", vereinzelt, in der oder jener Druckschrift. Man sollte sie sammeln und endlich bemerken, dass uns hier ein adliger Lyriker lebt, in Hesses Nachbarschaft etwa, weniger fruchtbar als dieser, doch eigensten Klanges.

Verlagsunter-
nehmung, jeder
Buchreihe,

Achtzig Jahre! Es hat ihm an ernster Würdigung nicht ^{gefehlt} ~~gemangelt~~, dem Münchner Ehrendoktor und Stuttgarter Professor. Nur, dass man schnelllebig und vergesslich ist, heutzutage, und zu hektisch aufs "Neue" bedacht, um Schätze zu heben, die um keinen Tag "älter" sind, weil es sie gestern schon gab.

Mit der Edition des dritten Thomas Mann-Briefbandes befasst, bin ich, liebster Reisi, auf das Schreiben gestossen, das Ihnen zuging, als "Aeschylus bei Salamis" soeben erschienen war. Meinen innigsten Glückwünschen zu Ihrem hohen Tage lasse ich diesen Brief folgen, eine "Uraufführung", in der Ihre grosse Erzählung die Hauptrolle spielt. Aber auch im Übrigen ist hier die Freundschaft lebendig, die T. M. für Sie hegte und die eigentümliche Zutraulichkeit, mit der er sich Ihnen ^{so} gern eröffnete. Wir waren damals wissen Sie noch? - in Gastein zusammengewesen und unsererseits nach langem Zögern nicht "heimgekehrt" in das vom "McCarthyism" verseuchte Amerika. Und am 1. November 1952 schrieb Ihnen "der Zauberer":

"Prächtiger Reisi!

Ich bin schon fertig mit Ihrem schönen, edelmütigen Buch, von dem Sie mir in Ihren fast wegwerfenden Gasteiner Charakteristiken ein viel zu be-

scheidenes Bild gegeben haben. Selbst die Bezeichnung als "Erzählung" ist zu bescheiden, wenn auch insofern richtig, als es sich nicht um einen Roman handelt und auch nicht um ein Geschichtsbuch, sondern um ein Gedicht, einen Gesang, ein hochgestimmtes, mitreissendes, farbenreiches, von sinnigen, tiefgefühlten Aperçus über das Menschliche durchwobenes Lied, das man, einige Jugendlichkeit noch im Herzen, einfach herrlich nennen kann. Wie ist das alles kühn, genau und deutlich gesehen und prächtig ausgesagt, - eine Blüte gewissenhaften Studiums, das durch Intuition, lautere Einbildungskraft, noble Gesinnung, feierliche Sprachkunst in die Höhen des Dichterischen gehoben ist. Ich werde das Bild der Schicksalsschläge ^{acht selbst} nie vergessen und kann nicht genug die pittoreske Anschaulichkeit der Figuren, namentlich auch des Xerxes, in seiner von den Göttern verworfenen und tragisch betrogenen Grösse bewundern. Da wird auch der totalitären Despotie ihr aesthetisches Recht, - wie überhaupt Gerechtigkeit, der gütige, erbarmende und doch sehr feste Blick von oben aufs Menschliche hinab, das reinigende, lautere Ethos des Buches ausmacht.

Ich suchte schnell auf einmal zu sagen, was mich beim Lesen bewegte und als glückliche Rührung in mir nachwirkt. Ausführlicher kann ich nicht sein. Ich bin gehetzt und beklommen von Verpflichtungen, sowie von dem bevorstehenden, im Gang befindlichen Umbau unserer Lebensbasis. München war eine erstaunliche festivitas mit letztem Erscheinen in der Tür des eisernen Vorhanges und auf der Strasse sich fortsetzendem Applaus. Jetzt kommt Frankfurt, dann, nur zu schnell, noch im November, eine ganze Woche Wien, die munter zu werden verspricht. Die Erschütterungen der Todesfälle, Neumann, Oprecht, dann noch Hans Feist, zu schreibende, auch selbst zu haltende Nekrologe, fielen zwischenein. Ich arbeite nicht und habe das etwas unheimliche Gefühl, mich im Aeusseren geschäftig aufzubrauchen. Nun, das wird wieder zur Ruhe kommen. Denken Sie, wir haben auf der Höhe von Erlenbach, gleich hinter Küssnacht, zwei Stockwerke eines Hauses mit dem schönsten Blick über den ganzen Zürichsee hin gemietet. Die Jahresmiete beträgt ungefähr soviel wie allein das Gehalt unserer help-Negerin in Californien. Am 15. Dezember, 14 Tage nach der Rückkehr von Wien, wollen wir einziehen. Bis der "Lift" aus Pacific Palisades da ist, bekommen wir alles von der Möbelfirma kostenlos, selbst ohne Transportkosten, geliehen.

Ueberhaupt ist man reizend hier zu uns, auch auf den Aemtern, immer mit dem Refrain: "Es ist uns eine Ehre!" Willkommen zu sein, ist doch wohltuend. In meiner Aufenthaltserlaubnis steht als Zweckangabe: "Verbringung des Lebensabends und schriftstellerische Betätigung." Das ist doch sehr hübsch. Wir wollen hoffen, es wird eine Verbringung mit solcher Betätigung sein. Und hoffen wollen wir auch, dass es in Amerika kein böses Blut gibt. Aber es war eben an gewissen Stellen schon böse genug.

Der spätbürgerliche Terrorismus und der des "Neuen" liegen einander schwer ~~ge~~gepappnet gegenüber, und durch ein unvorhersehbares Versehen kann plötzlich alles in die Luft fliegen. Gott verhüt' es!

Lesen Sie Adorno's "Versuch über Wagner" (Suhrkamp)! Es ist ein in gewisser Weise ärgerliches, aber extrem gescheites Buch, das mich tief angelegentlich beschäftigt hat. "Salamis" und diese Kritik - es gibt keinen schärferen Gegensatz der Lektüren. Ich bin für beides zu haben. Aber mehr Segen liegt, glaube ich, doch auf dem Ihren.

Bleiben Sie mir gut!

Ihr

Thomas Mann

Hans Reisiger

Zum achtzigsten Geburtstag (21. Oktober)

Von Erika Mann

Ich war noch kaum auf der Welt — ein munteres Wickelkind —, als Hans Reisiger in unser Leben trat. Babes aber haben keine «Begrüßung», und so wird es gut sein, wenn ich, zunächst einmal, meinen Vater erzählen lasse: «1906 muß es gewesen sein», schreibt er, «daß ich, erst gerade verheiratet, dem schönen Jüngling von damals, der eben von der Jurisprudenz zur Literatur auszuweichen wollte und als sehr legitim schon erwiesenen Antriebs hinübergewechselt war, im Hause S. Fischers, unseres Berliner Verlegers, zuerst begegnete. Noch weiß ich, wie ich meiner Frau von dem Vorkommnis nach München berichtete: von dem jungen Schreiber, der in Hauptmanns Späthel behinnet und von ihm wert gehalten, als Liebling des berühmten Verlegers, ohne Mittel zu äußerem Glanz, von der Natur zum Gentleman geprägt; wie er, obgleich nicht weniger als ein Salonfisch, immer von bewundernder Weiblichkeit umgeben sei, und wie auf mich sein bescheidener Anstand, seine Freundlichkeit, sein geschicktes und humoristisches Gespräch, diese Neigung zu boyseher Dählerei so gewinnend gewirkt habe».

Bald war er ein naher, ja liebster Freund des Hauses. Uns Kindern und Halbwüchsigen begegnete er mit der absoluten Natürlichkeit, die ihm eignet. Nie war da konkelhafte Herablassung zu spüren oder die Bemühung, sich auf uns einzustellen. Immer schien er unsersgleichen, und über die Scherze und Schürren, die er für uns erfand, lachte er, als seien sie uns gemeinsam beschieden worden.

Wohin ich blicke in der weiten, bunten Landschaft der Vergangenheit, stets taucht unser «Reisi» irgendwo auf — am Heiligen Abend im Münchner Horzospark (ein Christfest ohne ihn — das wäre verflucht gewesen); zwischen den Bischöfen und Römern unser Töchter Ferienparadies; in Nidda auf der Kurischen Nehrung; oder in Küssnacht am Zürichsee, wohin er sich trauete, obwohl die Nazis am Ruder und wir Emigranten waren, ausgereignetes Gesindel, eine schwere Gefahr für jeden Deutschen, der sich erdreiste, uns die Treue zu halten.

Reisi ist treu, und treulich hat er seine Zeit genutzt, sie gefüllt mit Arbeit, einem dichterischen Schaffen, von dem er bescheiden denkt, das aber in seiner Reinheit und Klarheit Freude verbreitet hat und dies weiterhin tut, wenn man es nur unter die Leute brachte. Seine herrliche Whitman-Übersetzung, ein wahrer Glücksfall gemessener, geistesverwandter Nachdichtung, seine Erzählwerke, die später besonders — der Maria Stuart-Roman, «Ein Kind befreit die Königin» und die sanghaft-schöne, zeitlos-moderne Novelle «Aeschylus bei Salamis» — sie waren eine Zierde jeder Verlagsunternehmung, jeder Buchreihe, die es darauf abgesehen hätte, Gutes zu bieten, unangefochten vom Alter eines Autors, der sich in Wahrheit mehr menschheitsgläubige Jugendkraft bewahrt hat, als mancher sie besitzt, der nach ihm kam und nun gelassen berichtet ist. Wo auch sind seine Verse geblieben, all diese natürlichen und aus der Natur geborenen Lieder, die er uns schenkte! Erschienen sind sie, zu ihrer Zeit, vereinzelt, in der oder jener Druckchrift. Man sollte sie sammeln und endlich bemerken, daß uns hier ein adliger Lyriker leht, in Hesses Nachbarschaft etwa, weniger fruchtbar als dieser, doch eigenen Klanges.

Achtzig Jahre! Es hat ihm an erster Würdigung nicht gefehlt, dem Münchner Ehren doktor und Stuttgarter Professor. Nur, daß man schnell und vergeblich ist, heutzutage, und zu heftig auf «Neues» bedacht, um Schritte zu heben, die um keinen Tag «älteren» sind, weil es sie gestern schon gab.

Mit der Edition des dritten Thomas Mann-Briefbandes befaßt, bin ich, lieber Reisi, auf das Schreiben gestoßen, das Ihnen zuging, als «Aeschylus bei Salamis» soeben erschienen war. Meinen innigsten Glückwünschen zu Ihrem hohen Tage lasse ich diesen Brief folgen, eine «Uraufführung», in der Ihre große Erzählung die Hauptrolle spielt. Aber auch im übrigen ist hier die Freundschaft lebendig, die T. M. für Sie hegte, und die eigentümliche Zutraulichkeit, mit der er sich Ihnen so gern öffnete. Wir waren damals — wissen Sie noch? — in Göttingen zusammengewesen und unersättlich nach langen Zögern nicht chün geküßt in das vom «McCarthyismus» verurteilte Amerika. Am 1. November 1952 schrieb Ihnen «der Zaubrer»:

Prächtiger Reisi!

Ich bin schon fertig mit Ihrem schönen, olemütigen Buch, von dem Sie mir in Ihren fast wervenden Gesteinen Charakteristiken ein viel zu bescheidenes Bild gegeben haben. Selbst die Bezeichnung als «Erzählung» ist zu bescheiden, wenn auch insofern richtig, als es sich nicht um einen Roman handelt und auch nicht um ein Geschichtsbuch, sondern um ein Gedicht, einen Gesang, ein hochgestimmtes, mitreißendes, farbenreiches, von sinnigen, tiefgefärbten Aperiens über das Menschliche durchwoben Lied, das man, einige Jugendlichkeit noch im Herzen, einfach herrlich nennen kann. Wie ist das alles kühl, genau und deutlich gesehen und präzise vorgetragen — eine Blüte geistvoller Studien, das durch Intuition, laute Einbildungskraft, noble Gesinnung, feierliche Sprachkraft in die Höhen des Dichterischen gehoben ist. Ich werde das Bild der Schicksalschleife selbst nie vergessen und kann nicht genug die pittoreske Anschaulichkeit der Figuren, namentlich auch des Xerxes, in seiner von den Gütern verworfenen und tragisch betrogenen Größe bewundern. Da wird auch der totalitäre Despotie ihr ästhetisches Recht — wie überhaupt Gerechtigkeit,

der gütige, erbarmende und doch sehr feste Blick von oben auf Menschliche hinab, das reinigende, lautere Ethos des Buches ausmacht.

Ich suchte schnell auf einmal zu sagen, was mich beim Lesen bewegte und als glückliche Rührung in mir nachwirkte. Ausführlicher kann ich nicht sein. Ich bin gebetet und bekommen von Verpflichtungen sowie von dem bevorstehenden, im Gang befindlichen Umbau unserer Lebensbasis. München war eine erstaunliche Festivals mit letztem Erscheinen in der Tür des eisernen Vorhangs und auf der Straße sich fortsetzenden Applaus. Jetzt kommt Frankfurt, dann, nur zu schnell, noch im November, eine ganze Woche Wien, die münder zu werden verspricht. Die Erschütterungen der Todesfälle, Neumann, Oprecht, dann noch Hans Feist, zu schreibende, auch selbst zu haltende Nekrologe, fielen zwischen. Ich arbeite nicht und habe das etwas unheimliche Gefühl, mich im Äußeren geschäftig aufzuhalten. Nun, das wird wieder zur Ruhe kommen. Denken Sie, wir haben auf der Höhe von Erlangen, gleich hinter Küssnacht, zwei Stockwerke eines Hauses mit dem schönsten Blick über den ganzen Zürichsee hin gemietet. Die Jahresmiete beträgt ungefähr soviel wie allein das Gehalt unseres Help-Negers in Kalifornien. Am 15. Dezember, vierzehn Tage nach der Rückkehr von Wien, wollen wir einziehen. Bis der «Lift» aus Pacific Palisades da ist, bekommen wir alles von der Möbelfirma kostenlos, selbst ohne Transportkosten, geliehen. Überhaupt ist man reich hier zu uns, auch auf den Aemtern, immer mit dem Refrain: «Es ist eine Ehre!» Willkommen zu sein, ist doch wohlwollend. In meiner Aufenthaltserlaubnis steht als Zweckangabe: «Verbringung des Lebensabends und schriftstellerische Betätigung». Das ist doch sehr hübsch. Wir wollen hoffen, es wird eine Verbringung mit solcher Betätigung sein. Und hoffen wollen wir auch, daß es in Amerika kein böses Blut gibt. Aber es war eben an gewissen Stellen schon sehr eng.

Der spätbürgerliche Terrorismus und der des «Neuens» liegen einander schwer gewappnet gegenüber, und durch ein unvorhersehbares Versehen kam plötzlich alles in die Luft fliegen. Gott verhilft es!

Lesen Sie Adornos «Versuch über Wagner» (Suhrkamp)! Es ist ein in gewisser Weise ästhetisches, aber extrem geschicktes Buch, das mich tief angeht. Es beschäftigt mich «Salamis» und die Kritik — es gibt keinen schärferen Gegensatz der Lektüre. Ich bin für beides zu haben. Aber mehr Segen liegt, glaube ich, doch auf dem Ihren.

Bleiben Sie mir gut!

Ihr

Thomas Mann

Kunstzeitschriften

«Gazette des Beaux-Arts»

R. Hs. Unter dem Titel «L'Herzèle» de Michel-Ange à Fontainebleau veröffentlicht Charles de Tolnay im Septemberheft dieser französischen Kunstzeitschrift einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Renaissance. Er beginnt mit dem Bildhauer Vasari und Condiivi ist besetzt, daß Michelangelo nach dem Tode von Lorenzo Magnifico (1492) eine überlebensgroße Herkulesstatue aufstellte; bei der Zerstörung des Jardins de l'Estang in Fontainebleau, wo sie 1594 zur Aufstellung gelangte, ging sie (1713) verloren. Wie sah sie aus? Doppeltes Fingerring ermöglichte Tolnay eine Antwort. Eine Redierung von Isidore Silvestre, die er 1932 in der Albertina fand, zeigt mit der Ansicht des besagten Gartens auch die Statue, diese allerdings nur von hinten. Ergänzenden Aufschluß liefert indes die Zeichnung von Rubens, die Tolnay vor kurzem im Cabinet des Estampes des Louvres entdeckt hat und mit überzeugender Begründung als eine zeichnerische Kopie nach der Herkulesstatue des Michelangelo identifizieren konnte. Von hier aus war der Nachweis möglich, daß der berühmte, von vielen Bildhauern kopierte Bozzetto in der Casa Buonarroti in Florenz, der bisher als David bezeichnet und als Bozzetto zur Davidstatue betrachtet worden ist, in Wahrheit Michelangelos Bozzetto für die verlorene Herkulesstatue in Fontainebleau darstellt — woraus sich eine Fülle von Einsichten in Michelangelos Anfänge als Bildhauer sowie in sein Verhältnis zur Antike und zum Quattrocento ergibt.

Darf man ohne Bedenken den Œuvre-Katalogen von Robert und Morvan Glauben schenken? Nicht in jedem Falle, wie aus einem Aufsatz von Lee Johnson hervorgeht, der das Gemälde «Napoleons Einzug in Mailand», das von den genannten Verfassern als ein Werk Delacroix' katalogisiert wurde, mit guten Gründen dem Œuvre von Hippolyte Bellangé zuweist, mit guten Gründen deshalb, weil eine von Bellangé signierte, mit dem Jahre 1822 datierte Lithographie zum Vorschein gekommen ist, die als erste Konzeption dieser Darstellung gelten darf; nach dieser Lithographie dürfte Bellangé zwischen 1822 und 1824 das fragliche Gemälde im Barber Institute (Birmingham) ausgeführt haben, das — auf welche Weise ist unbekannt — in der Folge in den Besitz von Delacroix gelangte; merkwürdigerweise erwähnt dieser weder in seinem Tagebuch noch in seinen Briefen jemals den Namen des um zwei Jahre jüngeren Künstlers. Daß Delacroix ein starkes Echo Ferdinand Knopfs, dem bedeutendsten Exponenten der belgischen Jugendmalerei, ausgesandt hat, wird durch einen Aufsatz von R. Honyox und S. Salzberger bekannt. In weiteren Beiträgen des «Hefes», in dem die Dokumentation des graphischen Werkes der Coppel bis zur letzten Katalogisierung der Arbeiten von Antoine Coppel gediehen ist, behandeln Helen J. Dow den Bildhauer Lawrence Enler und Monique Hubert «Les demeures du duc d'Orléans» und de Madame de Montesson à la Chaux-de-Fonds.

Das Oktoberheft der «Gazette des Beaux-Arts» eröffnet James B. Lynch mit einem Aufsatz, der das bisher nur mit Vorbehalt dem Mailänder

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung

Herbsttagung in Darmstadt

Es ist erfreulich, feststellen zu können, daß die Tagungsprogramme der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung von Mal zu Mal anspruchsvoller und ausgewogener werden, ohne daß das Gefühl aufkommt, es werde zuviel geboten. Die Herbsttagung in Darmstadt, dem Heimort der Akademie, gruppierte sich früher in stärkeren Maße um den Akt der Verleihung des angesehensten deutschen Literaturpreises der Gegenwart, des Georg-Büchner-Preises. — Natürlich steht die Auszeichnung weiterhin im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Aber die im Rahmen der herbstlichen Zusammenkunft der Akademiker gehaltenen Referate haben inzwischen bemerkenswerte Repräsentanz angenommen. Bedeutende Namen werden gewonnen. Diesmal waren es Golo Mann, der über «Geschichtsschreibung als Literatur» sprach, und Robert Minder, dessen Thema, ein Thesenreferat, lautete: «Die gesellschaftliche Funktion der Literatur in Deutschland und in Frankreich». Minder und Golo Mann sind beide Akademienmitglieder. An Robert Minder wurde außerdem der zum ersten Mal verliehene Akademienpreis für Germanistik im Ausland verliehen.

Beide Vorträge weiteten gleichsam miteinander an Kenntnis und Brillanz der Formulierung. Beide weckten bei den Anwesenden (es waren jeweils öffentliche Veranstaltungen) ein sehr lebhaftes Echo. Golo Manns Analyse des Historikers und des Schriftstellers gab eine Phänomenologie beider im Laufe der geschichtlichen, der gesellschaftlich-politischen Entwicklung. Sie wies auf das engste und gar Einmalige hin, das in Geschichtsschreibung wie in der Dichtung vorkommen könne. Historiker und Schriftsteller seien beide nach ihrer Weise «Geschichtsspieler», das heißt «Macher von Schein». Beide bedienten sich in ihrer Darstellung der «Verklärung». Phantasie und Energie hätten in beiden Bereichen etwas Verwandtes. Freilich sei das Ich des Historikers diskreter als das Ich des Schriftstellers. Am Beispiel des Werkes von Riccardo Huch versuchte Mann überzeugend das Bild einer Vereinigung von geschichtsschreiberischer und schriftstellerischer, ästhetischer Intention zu entwerfen. Noch im 19. Jahrhundert sei Geschichtsschreibung für die Wenigen dagesessen. Die zahllosen Veränderungen einer Geschichtsschreibung gewordenen Gegenwart mache die Geschichtsschreibung vorbildlos. Sie sei vielmehr nun zu einer Wissenschaft von der Gesellschaft geworden, wie es besonders durch die zeitgenössischen amerikanischen Historiker evident gemacht sei.

Noch lebhafter ambitioniert waren die glänzenden Ausführungen des Collège-de-France-Germanisten Robert Minder. Seine Darstellung der Geschichte deutscher und französischer literarischer Akademien ging schon bald über den engeren Gegenstand hinaus. Auch hier wurde ein Stück Phänomenologie von einem präzisen Geist schärfend vermittelt. Unter den vielen Einzelheiten, Anregungen, Durchblenden, die gegeben wurden, blieben etwa die Bemerkungen von der Schattenschrift deutscher Akademieverträge seit dem Barock, seit den Tagen der «Fruchtbringenden Gesellschaft», auch eine Darlegung des ausgesprochenen Sektierertums beim deutschen literarischen Einzelgänger in Erinnerung. Am Beispiel der ganz verschieden gearteten Wirksamkeit von Mallarmé und Stefan George zeichnete Minder die Unterschiedlichkeit des Verhältnisses des exklusiven deutschen und französischen Schriftstellers zu seiner Umwelt, zur Gesellschaft seines Landes. Minder gab ferner Exkurse zu den Themen «Die Rolle der Frau in der Literatur» oder «Die Rolle des Dichters

als Bürger». Seine Schlußsätze lautete, daß ein Dichter jemand zu sein habe, mit Kredit gegenüber dem Menschen, aber kritisch gegenüber seiner Zeit, wie das in Frankreich bis in die Gegenwart (Sartre, Camus) der Fall gewesen sei.

Der Nachmittag des zweiten Tagungstages war der Nachmittag der Preisauszeichnungen. Sie wurden in diesem Jahre wieder in der Darmstädter Orangerie, dem Gebäude des Landestheaters, vorgenommen. Mit jeweils kurzer Würdigung der Verdienste wurden die neuen Zusatzpreise der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung verliehen, die der Präsident Professor Eppelsheimer dank der spontanen Unterstützung durch die Stadt Darmstadt und einiger seiner münchener Bürger einrichten konnte: Der Preis für Germanistik im Ausland an Robert Minder, der Sigmund Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa an den Freiburger Ordinarius für Romanistik, Hugo Friedrich, und der Johann Heinrich Merck-Preis für literarische Kritik an Günter Block. Für Blocker nahm sein Verleger die Urkunde entgegen. Nach diesen Überreichungen sprach sodann Werner Weber, Mitglied der Akademie, seine schöne, vollkommen sympathische Laudatio auf die diesjährige Preisträgerin Ingeborg Bachmann. — Eine Ansprache zum Lobe eines Dichters kann selber etwas vom Wesen ihres Gegenstandes annehmen, kann Kunstmittel und Kunstfigur werden. Für Webers Äußerungen traf das in einem hohen Maße zu. Auf seinem «Weg» zu den Sachen über die Nebensachen, die Lebensdaten, fiel noch auf diese «Nebensachen» das durchdringende, warme Licht der Sympathie. Sein Blick auf Werk und Eigenart der Ingeborg Bachmann war zugleich ein Blick auf das deutsche Gedicht seit 1945, Blick auf «Einsturz und endgültigen Untergang», in dessen Schatten dieses Gedicht sich zu entwickeln hatte. — Was Ingeborg Bachmann schrieb, versuche mich mit dem Zweifel einzurichten, um ihn so ertragen zu können. Das Schweigen, das sich um ihr Werk gelegt habe und das in ihre und anderer Lyriker Gedichte eingedrungen sei, wurde als wichtiger Merkmal, als Widerfahrtszeichen gleichsam, erkannt und von Werner Weber dargestellt, der in seinem Zusammenhang davon sprechen konnte, daß es eine Erfahrung auf dem Dichter sei, als «Mitwisser Gottes verworfen worden zu sein und dennoch sich einer Sprache zu bedienen, die nichts mit der «Gauersprache» geläufiger, geschwätziger Rede zu tun habe.

Ingeborg Bachmann hatte schon tags zuvor in einer Lesung die dichterische Phantasie von der Welt in der Wiederkehr ihrer Erzählung «Ein Wil» aus dem Dreißigsten Jahr vorgenommen. In ihrem dichterischen Berlinbericht, den sie als Erwiderung anstelle einer Dankrede verlas, setzte sie im Grunde solche Wahrheitsstücke fort: Bewehrung und Vision einer erschütterten Stadt, die keine Mystifizierung erlaubt, wohl aber eine Einstellung auf Krankheit, werden hier zum abstrakten Bericht, gegeben durch ein Ensemble von Eindrücken, die hinter jede bloße Fingerringlichkeit zu kommen versuchen. Es war eine explosive Landschaft, in der sich «wegen der Politik» Straßen um 45 Grad hoben, ein riesiges Spital auch, Landschaft der großen Dissonanz, die Ingeborg Bachmann in Worte zu bannen nicht müde wurde, Worte, die gelegentlich an die Welt Alfred Döblins, aber auch an die ihres österreichischen Landsmannes C. H. Arntman erinnern mochten, wenn derartige Vergleiche bei einer Autorität von solcher Souveränität und Unabhängigkeit überhaupt zulässig sind.

Kari Kroll

«Pantheon»

In den Handbüchern und Kunstlexiken wird Sebastian Vraux, der von 1573 bis 1647 in Antwerpen lebte, als Spezialist für Gefechts-, Ueberfall- und Plünderungsmotive vorgestellt. Er war indessen mehr als das, nämlich wie Friedrich Winkler im Heft 5 (September/Oktober) der im Verlag F. Bruckmann (München) erscheinenden «Internationalen Zeitschrift für Kunst» erläutert, ein treuer Chronist seiner Zeit, der, sachlich, unbefangen, mit nie versagender Gewissenhaftigkeit berichtet und mit solchen Berichten die Anerkennung des annähernd gleichaltrigen Rubens erwirkte. Die Gemälde, mit denen der Verfasser diese Künstlerpersönlichkeit rehabilitiert, weisen ihren Urheber als einen der ersten Genremaler ... aus, der unabhängig von irgendwelchen Vorbildern Natur, auch in immerzu neuen Gruppen, Zeichnungen und Radierungen von Charles Daubigny in der Gallery of Modern Art in New York Anlaß für eine Auseinandersetzung, die Ansätze zu einer Neubewertung dieses französischen Künstlers enthält.

«The Burlington Magazine»

Die beiden Hauptbeiträge im Oktoberheft dieser englischen Kunstzeitschrift betreffen sich mit zwei großen der Malerei des 17. Jahrhunderts, mit Rubens und Poussin. Justus Müller Hofstedt untersucht «Rubens's first bozzetto for St. Maria in Vallicella» und ergänzt mit seinen minutiösen Forschungen auf schönste die diesbezüglichen Arbeiten von L. Burchard, R.-A. d'Hulst und M. Jaffé. In der höchst komplizierten Genese der Komposition und Konzeption des Gemäldes, das sich heute in Grenoble befindet, unterscheidet er zwischen vier Phasen, die er bezeichnend kommentiert belegt mit dem Bozzetto in einer Schweizer Privatsammlung, dem Gemälde der Heiligen Gregorius, Domitilla, Maurus und Papius in München, einer Zeichnung in der Sammlung Burchard (London) sowie mit den Skizzen im Musée Fabre, Montpellier, und in der Kollektion des Count Seilern (London). — Die Entdeckung einer Zeichnung im Museum der biden Künste von Leipzig vermittelte Anthony Hunt neue Erkenntnisse in die gestalterische Entstehungsgeschichte von Poussins 1646 entstande-

ner Kreuzigung, die sich im Wadsworth-Atheneum (Hartford) befindet; die neuen Einsichten wirken sich auch auf das Verständnis der drei Zeichnungen aus, die in dem von Walter Friedländer und A. Hunt verfaßten Katalog von Poussins Zeichnungen unter den Nummern 66, 67 und 68 angeführt sind. — Jerrid Lanes war die Sommerausstellung von Gemälden, Zeichnungen und Radierungen von Charles Daubigny in der Gallery of Modern Art in New York Anlaß für eine Auseinandersetzung, die Ansätze zu einer Neubewertung dieses französischen Künstlers enthält.

Hans Reisiger

Zum achtzigsten Geburtstag (21. Oktober)

Von Erika Mann

Ich war noch kaum auf der Welt — ein munteres Wickelkind! —, als Hans Reisiger in unser Leben trat. Babes aber haben keine Begrenzungen, und so wird es gut sein, wenn ich, zunächst einmal, meinen Vater erzählen lasse: «1906 muß es gewesen sein», schreibt er, «daß ich, erst gerade verheiratet, dem jüngsten Jüngling von damals, der eben von der Jüdischen Literatur aus unwillkürlich und als sehr legitim schon erwachsenen Antrieb hinübergewechselt war, im Hause S. Fischers, unseres Berliner Verlegers, zuerst begegnete. Noch weiß ich, wie ich meiner Frau von dem Vorkommnis nach München berichtete: von dem jungen Schüler, der, in Hauptmanns Spuren beheimatet und von ihm wert gehalten, auch Liebling des berühmten Verlegerhauses, ohne Mittel zu äußerer Eleganz, von der Natur zum Gentleman geprägt erscheint; wie er, obgleich nicht weniger als ein Salonblüte, immer von bewundernder Weiblichkeit umgeben sei, und wie auf mich sein gescheiter und humoristischer Gespräch, diese Neigung zu boyseher Daberei so gewinnend gewirkt habe».

Bald war er ein naher, ja nächster Freund des Hauses. Uns Kindern und Halbwüchsen begegnete er mit der absoluten Natürlichkeit, die ihm eignet. Nie war da unheilvolle Herablassung zu spüren oder die Bemühung, sich auf uns einzustellen. Immer schien er unsersgleichen, und über die Scherze und Schmunzeln, die er für uns erfand, lachte er, als seien sie uns gemeinsam beschert worden.

Wohin ich blicke in der weiten, bunten Landschaft der Vergangenheit, stets taucht unser Reisiger irgendwo auf — am Heiligen Abend im Münchner Herzogspark (ein Christofel ohne ihn — das wäre verpöndelt gewesen); zwischen den Büschen und Bäumen unserer Tüfter Ferienparadiese; in Nidlen auf der Kurischen Nehrung, wo wir später ein Sommerhäuschen besaßen; oder in Kienoch am Zürichsee, wohin er sich trauete, obwohl die Nazis am Ruder und wir Emigranten waren, ausgerechtes Gesindel, eine schwere Gefahr für jeden Deutschen, der sich ernste, um die Treue zu wahren.

Reisiger ist treu, und treulich hat er seine Zeit genutzt, sie erfüllt mit Arbeit, einem dichterischen Schaffen, von dem er bescheiden denkt, das aber in seiner Reinheit und Klarheit Freude verbreitet hat und dies weiterhin tät, wenn man es nur unter die Leute brachte. Seine herrliche Whitman-Übersetzung, ein wahrer Glücksfall, geistvoller, geistvoller Nachdichtung, seine Erzählwerke, die später besonders — der Maria Stuart-Roman, «Ein Kind befreit die Königin» und die samaritanische, zeitlos-moderne Novelle «Aeschylus bei Salamis» — sie wären eine Zierde jeder Verlagsunternehmung, jeder Buchreihe, die es darauf abgesehen hätte, Gutes zu bieten, unangefochten vom Alter eines Autors, der sich in Wahrheit mehr mehrheitsgläubige Jugendkraft bewahrt hat, als mancher sie besitzt, der nach ihm kann und nun geltend beruft ist. Wo auch sind seine Verse geblieben, all diese natürlichen und aus der Natur geborenen Lieder, die er unschuldig erschienen sind, sie, ein ihrer Zeit, vereinzelt, in der der Jüdische Druck. Man sollte sie sammeln und endlich bemerken, daß uns hier ein adliger Lyriker lebt, in Hosen Nachbarschaft etwa, weniger fruchtbar als dieser, doch eigenen Klanges.

Achtzig Jahre! Es hat ihm an erster Würdigung nicht gefehlt, dem Münchner Ehren doktor und Stuttgarter Professor. Nur, daß man schnell und vergesslich ist, heutzutage, und so hektisch auf «Neues» bedacht, um Schätze zu heben, die um keinen Tag «alters» sind, weil es sie gestern schon gab.

Mit der Edition des dritten Thomas Mann-Briefbandes befaßt, bin ich, liebster Reisiger, auf das Schreiben gestoßen, das Ihnen zugeht, als «Aeschylus bei Salamis» soeben erschienen war. Meinen innigsten Glückwünschen zu Ihren hohen Tagen lasse ich diesen Brief folgen, eine «Grundführung», in der Ihre große Erschließung die Hauptrolle spielt. Aber auch im übrigen ist hier die Freundschaft lebendig, die T. M. für Sie hegte, und die eigentümliche Zutraulichkeit, mit der er sich Ihnen so gern öffnete. Wir waren damals — wissen Sie noch? — in Gastein zusammengewesen und unersättlich nach langen Zögern nicht heimgekehrt in das von «McCarthyism» verschüttete Amerika. Und am 1. November 1952 schrieb Ihnen der Zanberer:

Fräulein Reisiger!

Ich bin schon fertig mit Ihren schönen, edelmütigen Buch, von dem Sie mir in Ihren fast wegwerfenden Gasteiner Charakteristiken ein viel zu bescheidenes Bild gegeben haben. Selbst die Zeichnung als «Erzählung» ist zu bescheiden, wenn auch insofern richtig, als es sich nicht um einen Roman handelt und auch nicht um ein Geschichtsbuch, sondern um ein Gedicht, einen Gesang, ein hochgestimmtes, mitreißendes, farbreiches von sinnigen, tiefgefühlten Aperçus über das Menschliche durchwobenes Lied, das man, einzig herrlich, kann im Herzen, einfach herzlich nennen kann. Wie ist das alles kühl, genau und deutlich gesehen und sprachvoll ausgedrückt — eine Botschaft gewissenhaftes Studiums, das durch Intuition, laute Einbildungskraft, noble Gesinnung, feierliche Sprachkunst in die Höhen des Dichterischen gehoben ist. Ich werde das Bild der Schicksalschlicht selbst nie vergessen und kann nicht genug die pittoreske Anschaulichkeit der Figuren, namentlich auch des Xerxes, in seiner von den Göttern verworfen und tragisch betrogenen Größe bewundern. Da wird auch der totalitäre Despotie ihr ästhetisches Recht — wie überhaupt Gerechtigkeit,

der gütige, erbarrende und doch sehr feste Blick von oben aufs Menschliche hinab, das reinigende, laute Ethos des Buches ausmacht.

Ich möchte schnell auf einmal zu sagen, was mich beim Lesen bewegte und als glückliche Rührung in mich wirkte. Ausdrücklich kann ich nicht sein. Ich bin gebotet und bekommen von Verpflichtungen sowie von dem bevorstehenden im Gang befindlichen Umbau unserer Lebensstätte. München war eine erstaunliche Festivitas mit letztem Erscheinen in der Tür des eisernen Vorhangs und auf der Straße sich fortsetzenden Applaus. Jetzt kommt Frankfurt, dann, nur zu schnell, noch im November, eine ganze Woche Wien, die man zu werden verspricht. Die Erschlitterungen der Todesfälle, Neumann, Oprecht, dann noch Hans Feist, zu schreibende, nach selbst zu haltende Nekrologe, fielen zwischen. Ich arbeite nicht und habe das etwas unheimliche Gefühl, mich im Außenbereich aufzuhalten. Nun, das wird wieder zur Ruhe kommen. Denken Sie, wir haben auf der Höhe von Erlbach, gleich hinter Kienoch, zwei Stockwerke eines Hauses mit dem schönsten Blick über den ganzen Zürichsee hin gemietet. Die Jahresmiete beträgt ungefähr soviel wie allein das Gehalt unseres Help-Negers in Kalifornien. Am 15. Dezember, vierzehn Tage nach der Rückkehr von Wien, wollen wir einziehen. Bis der «Lift» aus Pacific Palisades da ist, bekommen wir alles von der Möbelfirma kostenlos, selbst ohne Transportkosten, geliehen. Ueberhaupt ist man rügend hier zu uns, auch auf den Aemtern, immer mit dem Refrain: «Es ist uns eine Ehre!» Willkommen zu sein, ist doch wohlwollend. In meiner Aufenthaltserlaubnis steht als Zweckangabe: «Verbringung des Lebensabends und schriftstellerische Betätigung». Das ist doch sehr hübsch. Wir wollen hoffen, es wird eine Verbringung mit solcher Betätigung sein. Und hoffen wollen wir auch, daß es in Amerika kein böses Blut gibt. Aber es war eben an gewissen Stellen schon bis genug.

Der spätbürgerliche Terrorismus und der des «Neuens» liegen einander schwer gegeneinander, und durch ein unvorhersehbares Versehen kann plötzlich alles in die Luft fliegen. Gott verhilft es! Lesen Sie Adornos «Versuch über Wagners (Sukrup)». Es ist ein in gewisser Weise ängstliches, aber extrem geschicktes Buch, das mich tief angelegentlich beschäftigt hat. «Salamis» und diese Kritik — es gibt keinen schärferen Gegenpart der Lektüre. Ich bin für beides zu haben. Aber mehr Segen liegt, glaube ich, doch auf dem Ihren.

Bleiben Sie mir gut!

Ihr

Thomas Mann

Kunstzeitschriften

«Gazette des Beaux-Arts»

B. Hs. Unter dem Titel «L'Herzèle de Michel-Ange à Fontainebleau» veröffentlicht Charles de Tolnay im Septemberheft dieser französischen Kunstzeitschrift einen wichtigen Beitrag zur Erforschung von Michelangelos Frühwerk. Durch Vasari und Condivi ist bekannt, daß Michelangelo nach dem Tode von Lorenzo Magnifico (1492) eine überlebensgroße Herkulesstatue ausführt; bei der Zerstörung des Jardins de l'Éclatung in Fontainebleau, wo sie 1594 zur Aufstellung gelangte, ging sie (1713) verloren. Wie sah sie aus? Doppeltes Fingerring ermöglichte Tolnay eine Antwort. Eine Radierung von Israël Silvestre, die er 1932 in der Albertina fand, zeigt mit der Ansicht des besagten Gartens auch die Statue, diese allerdings nur von hinten. Ergänzenden Aufschluß liefert die Zeichnung von Rubens, die Tolnay vor kurzem im Cabinet des Estampes des Louvre entdeckt hat und mit überzeugender Begründung als eine zeichnerische Kopie nach der Herkulesstatue des Michelangelo identifizieren konnte. Von Fontainebleau, wo sie 1594 zur Aufstellung gelangte, von vielen Bildhauern kopierte Bozzetto in der Casa Buonarroti in Florenz, der bisher als David bezeichnet und als Bozzetto zur Davidstatue betrachtet worden ist, in Wahrheit Michelangelos Bozzetto für die verlorene Herkulesstatue in Fontainebleau darstellt — woraus sich eine Fülle von Einsichten in Michelangelos Anfänge als Bildhauer sowie in sein Verhältnis zur Antike und zum Quattrocento ergibt.

Darf man ohne Bedenken den Œuvre-Katalogen von Robert und Moreau (Glasen) schenken? Nicht in jedem Falle, wie aus einem Aufsatz von Lee Johnson hervorgeht, der das Gemälde «Napoleons Einzug in Mailand», das von den genannten Verfassern als ein Werk Delacroix' katalogisiert wurde, mit guten Gründen dem Œuvre von Hippolyte Bellangé zuweist, mit guten Gründen deshalb, weil eine von Bellangé signierte, mit dem Jahre 1822 datierte Lithographie zum Vorschein gekommen ist, die als erste Konzeption dieser Darstellung gelten darf; nach dieser Lithographie dürfte Bellangé zwischen 1822 und 1824 das fragliche Gemälde im Barber Institute (Birmingham) ausgeführt haben, das — auf welche Weise ist unbekannt — in der Folge in den Besitz von Delacroix gelangte; merkwürdigerweise erwähnt dieser weder in seinem Tagebuch noch in seinen Briefen jemals den Namen des um zwei Jahre jüngeren Künstlers. Daß Delacroix ein starkes Echo in Fernand Knapf, dem bedeutendsten Exponenten der belgischen Jugendstilmalerei, ausgelöst hat, wird durch einen Aufsatz von R. Honyoux und S. Suibergier bekannt. In weiteren Beiträgen dieses Heftes, in dem die Dokumentation des graphischen Werkes der Coppel bis zur Heldenzeit der Katalogisierung der Arbeiten von Antoine Coppel gediehen ist, behandeln Helen J. Dow den Bildhauer Lawrence Enler und Monique Hubert «Les demeures de la Chaux-de-Fort» und de Malaine de Montesson à la Chaux-de-Fort.

Das Oktoberheft der «Gazette des Beaux-Arts» eröffnet James B. Lynch mit einem Aufsatz, der das bisher nur mit Vorbehalten dem Mailänder

Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung

Herbsttagung in Darmstadt

Es ist erfreulich, feststellen zu können, daß die Tagungsprogramme der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung von Mal zu Mal anspruchsvoller und ausgewogener werden, ohne daß das Gefühl aufkommt, es werde zivilisiert geboten. Die Herbsttagung in Darmstadt, dem Heimatort der Akademie, gruppierte sich früher in stärkerem Maße um den Akt der Verleihung des angesehensten deutschen Literaturpreises der Gegenwart, des Georg Büchner-Preises. — Natürlich steht die Auszeichnung weiterhin im Vordergrund des öffentlichen Interesses. Aber die im Rahmen der herbstlichen Zusammenkunft der Akademiker gehaltenen Referate haben inzwischen bemerkenswerte Repräsentanz angenommen. Bedeutende Namen werden gewonnen. Diesmal waren es Guy von Eschen, der über «Geschichte und Gegenwart der Literatur» sprach, und Robert Minder, dessen Thema, ein Thesenreferat, lautete: «Die gesellschaftliche Funktion der Literatur in Deutschland und in Frankreich». Minder und Guy von Eschen sind beide Akademienmitglieder. Am Robert Minder wurde außerdem der zum erstenmal vergebene Akademikerpreis für Germanistik im Ausland verliehen.

Beide Vorträge weiteten gleichsam miteinander an Kenntnis und Brillanz der Formulierung. Beide weckten bei den Anwesenden (es waren jeweils öffentliche Veranstaltungen) ein sehr lebhaftes Echo. Guy von Eschen analysierte die historischen und Schriftstellerischen gah eine Phänomenologie beider im Laufe der geschichtlichen, der gesellschaftlich-politischen Entwicklung. Sie wies auf das «ganz und gar Künzliche» hin, das in Geschichtsschreibung wie in der Dichtung vorkommen könne. Historiker und Schriftsteller seien beide nach ihrer Weise «Taschenspieler», das heißt «Macher von Schein». Beide bedienten sich in ihrer Darstellung der «Verkürzung». Phantasie und Energie hätten in beiden Bereichen etwas Verwandtes. Freilich sei das Ich des Historikers diskret als das Ich des Schriftstellers. Am Beispiel des Werkes von Heinrich Heine veranschaulichte Minder überzeugend das Bild einer Vereinigung von Geschichtsschreibung und Schriftstellerei, ästhetischer Intention zu entwerfen. Noch im 19. Jahrhundert sei Geschichtsschreibung für die Wenigen gewesen. Die radikalen Veränderungen einer geschichtlich formlos gewordenen Gegenwart mache die Geschichtsschreibung verformt. Sie sei vielmehr nun zu einer Wissenschaft von der Gesellschaft geworden, wie es besonders durch die zeitgenössischen amerikanischen Historiker evident gemacht sei.

Noch lebhafter applaudiert wurde die glänzenden Ausführungen des Collège-de-France-Germanisten Robert Minder. Seine Darstellung der Geschichte deutscher und französischer literarischer Akademien ging schon bald über den engeren Gegenstand hinaus. Auch hier wurde ein Stück Phänomenologie von einem präzisen Geist schärfend vermittelt. Unter den vielen Einzelheiten, Anregungen, Durchblicken, die gegeben wurden, blieben etwa die Bemerkungen von der Schattentätigkeit deutscher Akademieversuche seit dem Barock, seit den Tagen der «Fruchtbringenden Gesellschaft», auch seine Darlegung des anspruchsvollen Sekretariats beim deutschen literarischen Vereinigungen in Erinnerung. Am Beispiel der ganz verschiedenen gearteten Wirksamkeit von Mallarmé und Stefan George zeichnete Minder die Unterschiedlichkeit der Verhältnisse des exklusiven deutschen und französischen Schriftstellers zu seiner Umwelt, zur Gesellschaft seines Landes. Minder gab ferner Exkurse zu den Themen «Die Rolle der Frau in der Literatur» oder «Die Rolle des Dichters

als Bürger». Seine Schlußthese lautete, daß ein Dichter jemand zu sein habe, mit Kredit gegen die Menschen, aber kritisch gegenüber seiner Zeit, wie das in Frankreich bis in die Gegenwart (Sartre, Camus) der Fall gewesen sei.

Der Nachmittag des zweiten Tagungstages war der Nachmittag der Preisausscheidungen. Sie wurden in diesem Jahr wieder in der Darmstädter Orangerie, dem Gebäude des Landestheaters, vorgenommen. Mit jeweils kurzer Würdigung der Verdienste wurden die neuen Zusatzpreise der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung verliehen, die der Präsident Professor Eppelsheimer dank der spontanen Unterstützung durch die Stadt Darmstadt und einiger seiner mährischen Bürger einreichen konnte: Der Preis für Germanistik an Ausland an Robert Minder, der Sigmund Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa an den Freiburger Ordinarius für Romanistik, Hugo Friedrich, und der Johann Heinrich Merck-Preis für literarische Kritik an Günter Blocker. Für Blocker nahm sein Verleger die Urkunde entgegen. Nach diesen Übersicherungen sprach sodann Werner Weber, Mitglied der Akademie, seine schöne, vollkommen sympathische Laudatio auf die diesjährige Preisträgerin Ingeborg Bachmann. — Eine Ansprache zum Lobe eines Dichters kann selber etwas vom Wesen ihres Gegenstandes annehmen, kann Kunstmittel und Kunstfigur werden. Für Webers Ausführungen traf das in einem hohen Maße zu. Auf seinem «Wege zu den Sachen über die Nebensachen», die Lebensdaten, fiel noch auf diese «Nebensachen» das durchdringende, warme Licht der Sympathie. Sein Blick auf Werk und Eigenart der Ingeborg Bachmann war zugleich ein Blick auf das deutsche Gedicht seit 1945, Blick auf «Einsturz und erdgründigen Untergang», in dessen Schatten dieses Gedicht sich zu entwickeln hatte. — Was Ingeborg Bachmann schrieb, versuche sich mit dem Zweifel einzurichten, um ihn so ertragen zu können. Das Schweigen, das sich um ihr Werk gelegt habe und das in ihre und anderer Lyriker Gedichte eingedrungen sei, wurde als wichtiges Merkmal, als Widerfahrtszeichen gleichsam, erkannt und von Werner Weber dargestellt, der in seinem Zusammenhang davon sprechen konnte, daß es eine Erfahrung dieser Dichterin sei, als «Mitwieser Gottes verworren» worden zu sein und dennoch sich einer Sprache zu bedienen, die nichts mit der «Gaußensprache» geläufiger, geschwätziger Rede zu tun habe.

Ingeborg Bachmann hatte schon tags zuvor in einer Lesung die dichterische Phantasie von der Welt — in der Wiedergabe ihrer Erzählung «Ein Wal» — aus dem «Dreißigsten Jahre» vornehmten. In ihrem dichterischen Berlinbericht, den sie als Erwidierung anstelle einer Dankrede verlas, setzte sie im Grunde solche Wahrheitsuche fort: Bewußtsein und Vision einer «bescheidenen Stadt, die keine Mystifizierung erlaubt, wohl aber eine Einstellung auf Krankheit, wurden hier zum altnachahmlichen Rapport, gegeben durch ein Ensemble von Eindrücken, die hinter jede bloße Eindrücklichkeit zu kommen versuchten. Es war eine explosive Landschaft, in der sich wegen der Politik Straßen um 45 Grad hoben, ein riesiges Spital auch, Landschaft der großen Disharmonie, die Ingeborg Bachmann in Worte zu bannen nicht milde wurde, Worte, die gelegentlich an die Welt Alfred Döhlins, aber auch an die ihre österreichischen Landsmänner C. H. Artmann erinnern mochten, wenn derartige Vergleiche bei einer Autorschaft von solcher Souveränität und Unabhängigkeit überhaupt zulässig sind.

Karl Krolow

Dichter und Maler Giovanni Paolo Lomazzo aus geschriebene, heute in der Brera verwahrt. Selbstbildnis aus dem Jahre 1568 zum Gegenstand hat; daß die Zweifel an der Autorschaft unberechtigt sind, geht aus einem Vergleich mit zwei Bildnismedaillons im British Museum und im Museo Artistico Municipale von Mailand hervor. — Bernard de Montfaucon setzt sich mit den Gemälden auseinander, die von den Malern der Académie Royale im 17. und im 18. Jahrhundert in der Kartause von Paris der Öffentlichkeit vorgestellt worden sind. In «Œuvres anciennes et nouvelles ou nouvelles retrouvées de Jacques Dumont le Romain aux Musées de Tours» ergänzt Boris Losky den Werkkatalog von Jacques Dumont um beachtenswerte Stücke. Albert Boime befaßt sich mit Charles Blanc, dem Gründer der «Gazette des Beaux-Arts», und seinem Projekt eines «Musée des Copies».

«The Burlington Magazine»

Die beiden Hauptbeiträge im Oktoberheft dieser englischen Kunstzeitschrift befassen sich mit zwei (frühen) der Malerei des 17. Jahrhunderts, mit Rubens und Poussin. Justus Müller-Hartung untersucht «Rubens's first bozzetto for St. Maria in Vallibus» und ergänzt mit seinen monozöischen Forschungen aufs schönste die diesbezüglichen Arbeiten von L. Burchard, R.-A. d'Hulst und M. Jaffé. In der leicht komplizierten Genese der Komposition und Ikonographie des Altersstückes, das sich heute in Grenoble befindet, unterscheidet er zwischen vier Phasen, die er bezugreich kommentiert belegt mit dem Bozzetto in einer Schweizer Privatammlung, dem Gemälde der Heiligen Gregorius, Deshayes, Maurel und Papin in München, einer Zeichnung in der Sammlung Burchard (London) sowie mit den Skizzen im Musée Fabre, Montpellier, und in der Kollektion des Count Seilern (London). — Die Entdeckung einer Zeichnung im Museum der bildenden Künste von Leipzig vermittelt Anthony Blunt neue Erkenntnisse in die gestalterische Entstehungsgeschichte von Poussins 1646 entstandene

ner Kreuzigung, die sich im Wadsworth-Atheneum (Hartford) befindet; die neuen Einsichten wirken sich auch auf das Verständnis der drei Vorzeichnungen aus, die in dem von Walter Friedländer und A. Blunt verfaßten Katalog von Poussins Zeichnungen unter den Nummern 66, 67 und 68 aufgeführt sind. — Jerrold Lanes war die Sommerausstellung von Gemälden, Zeichnungen und Radierungen von Charles Danby in der Gallery of Modern Art in New York Anlaß für eine Auseinandersetzung, die Ansätze zu einer Neubewertung dieses französischen Künstlers enthält.

«Pantheon»

In den Handbüchern und Kunstlexiken wird Sebastian Vraner, der von 1573 bis 1647 in Antwerpen lebte, als Spezialist für Gefächts-, Ueberfall- und Plünderungsmotive vorgestellt. Er war indessen mehr als dies, nämlich, wie Friedrich Winkler im Heft 5 (September/Oktober) der im Verlag F. Bruckmann (München) erscheinenden «Internationalen Zeitschrift für Kunst» erläutert, ein treuer Chronist seiner Zeit, der, endlich, um die Folgen der Plünderungen in der Kunstgeschichte berichtet und mit solchen Berichten die Anerkennung des annähernd gleichzeitigen Rubens erwirkt. Die Gemälde, mit denen der Verfasser diese Künstlerpersönlichkeit rehabilitiert, weisen ihren Urheber aus einem der ersten Genremaler, — aus der unabhängig von irgendwelchen Vorbildern sicher, schnell und immer auf Grund eigener Naturstudien seine Umwelt wiedergab, einer der wackeren Pioniere der Malkunst in Flandern und Holland, die am Beginn des 17. Jahrhunderts tätig waren. — Im gleichen Heft erläutert Klaus West das Fragment eines Wandmalers aus konstantinischer Zeit, das kürzlich in der Ausstellung der Sammlung E. Koller-Trumler im Kunsthau Zürich zu sehen war. M. I. Popov gibt mit seiner Betrachtung der Thüringer und Istanbul Saray-Alben eine Einführung in die mongolische Miniaturmalerei. Aus der Feder von Antje Kosogor stammt der Aufsatz «Inkubalen der gotischen Kleinskulptur in Hartholts».

Unbekannte Liebestbriefe Beethovens

Von Willi Reich

Die nahen Beziehungen Beethovens zu der in Ungarn beherrschten gräflichen Familie Bruns sind von jeher ein wichtiges Objekt der Beethoven-Forschung gewesen. Unter den drei Komtessen Therese, Josephine und Charlotte Bruns vermutete man vor allem in Josephine die Adressatin des berühmten Briefes an die „unsterbliche Geliebte“, der sich in Beethovens Nachlaß vorfindet. Dieses Rätsel wird wohl niemals gelöst werden können, doch haben einige Briefe Beethovens, die vor kurzem erstmals veröffentlicht



wurden, die Liebe des Künstlers zu Josephine vollkommen klar erwiesen. Die aus den Jahren 1804 bis 1807 stammenden Briefe gehörten zu der grandiosen Beethoven-Sammlung des Zürcher Mäzens Dr. H. C. Bodmer, die nach dessen Tod (1956) durch Schenkung in den Besitz des Beethoven-Hauses in Bonn überging. Dessen Leiter, Professor Dr. Joseph Schmidt-Görg, hat die Briefe in einer kostbaren Faksimile-Ausgabe veröffentlicht und mir gütigst gestattet, die Texte ausgiebig zu zitieren. Ich habe diese Zitate so ausgewählt, daß sie vor allem das Werden Beethovens und die Reaktionen Josephines erkennen lassen. Dabei wurde der Originalwortlaut beibehalten, die Orthographie und die Interpunktion aber dem heutigen Gebrauche angepaßt.

Der intime Verkehr zwischen Josephine und Beethoven dürfte 1804 begonnen haben. Josephine, die 1799 den um dreißig Jahre älteren Grafen Joseph Deym geheiratet hatte, war Ende 1803, vierundzwanzigjährig, Witwe geworden. „Sie blieb mit vier Kindern hilflos in ganz ungeordneten Verhältnissen zurück. Ihre Gesundheit erlitt damals einen Stoß, von dem sie sich nie wieder ganz erholt hat: In ihrem Kummer und ihrer Ratlosigkeit — vornehm, stark, eine Treibhauspflanze, die plötzlich dem rauhen Wind ausgesetzt ist — war sie gegen die Überfälle des Gefühls schlecht gewappnet, und Beethoven, durch keine Rücksicht auf den Gatten mehr zurückgehalten, glüht auf in Hoffnung und Leidenschaft.“ (Roman Rolland.)

Beethoven hatte Josephine schon 1799, noch als Mädchen, kennengelernt. In seinen ersten Briefen an die Witwe spricht er viel von musikalischen Veranstaltungen in deren Hause und vom eigenen Schaffen. Anfangs 1805 widmet er ihr das Lied „An die Hoffnung“ (Text aus Tiedges „Uranis“). Von diesem Lied und von seiner Arbeit an der Oper „Leonore“ (Fidelio) ist in einem Brief aus dieser Zeit die Rede, der mit den folgenden Sätzen schließt: „Es ist nun wahr, ich bin nicht so tätig als ich hätte sein sollen — aber ein innerer Gram (der Komponist spielt hier und im nächsten Satz auf sein sich damals sehr verschärfendes Gehörleiden an) hatte mich lang meiner sonst gewöhnlichen Spannkraft beraubt. Einige Zeit hindurch, als das Gefühl der Liebe in mir für Sie, angebetete J., zu keimen anfang, vermehrte sich dieser noch. Sobald wir einmal wieder ungestört beisammen sind, dann sollen Sie von meinem wirklichen Leiden und von dem Kampf mit mir selbst zwischen Tod und Leben, den ich einige Zeit hindurch führte, unterrichtet sein. Ein Ereignis machte mich lange Zeit an aller Glückseligkeit des Lebens hienieden zweifeln; nun ist es

nicht halb mehr so arg: ich habe Ihr Herz gewonnen, o ich weiß es gewiß, welchen Wert ich darauf zu legen habe. Meine Tätigkeit wird sich wieder vermehren, und — hier verspreche ich es Ihnen hoch und teuer — in kurzer Zeit werde ich meiner und Ihrer würdiger dastehen. — O mögen Sie doch einen Wert darauf legen, durch Ihre Liebe meine Glückseligkeit zu gründen — zu vermehren — o geliebte J.! — Nicht der Hang zum andern Geschlecht zieht mich zu Ihnen, nein, nur Sie, Ihr ganzes Ich mit allen Ihren Eigenheiten haben meine Achtung — alle meine Gefühle — mein ganzes Empfindungsvermögen — an Sie gefesselt. — Als ich zu Ihnen kam, war ich in der festen Entschlossenheit, auch nicht einen Funken Liebe in mir keimen zu lassen. Sie haben mich aber überwunden — ob Sie das wollten — oder nicht wollten? — Diese Frage könnte mir J. wohl einmal auflösen. — Ach Himmel, was möchte ich Ihnen noch alles sagen! — wie ich an Sie denke — was ich für Sie fühle — aber wie schwach, wie armselig diese Sprache — wenigstens die meininge! — Lange — lange Dauer möge unser Liebe werden! Sie ist so edel — so sehr auf wechselseitig Achtung und Freundschaft gegründet. Selbst die große Ähnlichkeit in so manchen Sachen, im Denken und Empfinden — o, sie lassen mich hoffen, daß Ihr Herz lange für mich schlagen werde. Das meininge kann mir aufrufen für Sie zu schlagen, wenn es garnicht mehr schlägt. — Geliebte J., leben Sie wohl. Ich hoffe aber auch, daß Sie durch mich ein wenig glücklich werden — sonst wäre ich ja — eigennützig.“

Der gleichen Zeit gehört wahrscheinlich auch eine Aufzeichnung Beethovens an, die durch eine im Nachlaß Josephines vorgefundene Abschrift bekannt geworden ist: „Von ihr — der einzig Geliebten. — Warum gibt es keine Sprache, die das ausdrücken kann, was noch weit über Achtung — weit über alles ist, was wir noch nennen können! Oh, wer kann sie aussprechen und nicht fühlen, daß, so viel er auch über sie sprechen möchte, daß alles nicht sie erreicht — Nur in Tönen! — Ach, bin ich nicht zu stolz, wenn ich glaube, die

Grasgarten

Von Jürgen Eggebrecht

Hinter Ufern hergewehtes Haus.
Wer guckt durch krummen Pfaffenbaum
nach mir so brennend aus?
Gerittene Wipfelsitze,
Gedanke eines Blitzes!
Schlag in mich ein,
berüh mich fest;
ich wohne leicht in deinem Nest,
ich schauke mich in deinem Baum.
Wie du, der Blitz, so ich, der Traum.

Töne wären mir williger als die Worte! — Sie, sie mein Alles, meine Glückseligkeit! — Ach nein! Auch nicht in meinen Tönen kann ich es, obsondern die Natur mich hierin nicht karg beschenkt, so ist es doch zu wenig für Sie. Stille schlage nur armes Herz — weiter kannst du nichts! — Für sie — immer für sie — nur sie — ewig sie — bis ins Grab nur sie! — Meine Erquickung, mein Alles! O Schöpfer, wache über sie — segne ihre Tage — eher über mich alles Ungemach! — Nur sie! — Stärke sie — tröste sie — in dem armseligen und doch oft glückseligen Dasein der sterblichen Menschen! — Wäre auch sie nicht, die mich wieder an das Leben angetastet, auch ohne dieses wäre mir alles!“

Die späteren Briefe Beethovens — insgesamt sind es dreizehn — atmen nicht die gleiche Glut wie der zitierte und die gleichzeitige Aufzeichnung; sie sind aber, vor allem in den Anreden und Schlusswendungen vertraulicher gehalten als die früheren; in einem einzigen findet sich sogar der Übergang zum Du: „Leb wohl Engel — meines Herzens — meines Lebens!“

Daß Josephine ihren Gefühlen viel mehr Zwang auferlegte als Beethoven den seinen, geht schon aus dem Umstand hervor, daß sie ihre Briefe an ihn sorgsam konzipierte, ehe sie sie in Reinschrift absandte. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Entwurf, der wohl aus der Zeit unmittelbar nach den früher zitierten Äußerungen Beethovens stammen dürfte. In ihm heißt es: „Der nähere Umgang mit Ihnen, lieber Beethoven, diese Wintermonate hindurch, ließ Eindrücke in meinem Gemüt zurück, die keine Zeit — keine Gegenstände — tilgen werden. — Ob sie froh oder trauernd sind? — mögen Sie sich selbst sagen. Auch, was Sie — in dieser Hinsicht — dabei vermindern oder vermehren konnten. — Meine ohnedies für Sie enthusiastische Seele, noch ehe ich Sie persönlich kannte, erhielt durch Ihre Zuwendung Nahrung. Ein Gefühl, das tief in meiner Seele liegt und keines Ausdrucks fähig ist, machte mich Sie lieben, noch ehe ich Sie kannte, machte Ihre Musik mich für Sie enthusiastisch — die Güte Ihres Charakters, Ihre Zuwendung vermehrte es. — Dieser Vorzug hätte der schönsten Schmuck meines Lebens sein können, liebten Sie mich minder sinnlich. — Daß ich diese sinnliche Liebe nicht befriedigen kann, zürnen Sie auf mich. —

Ich müßte heilige Bande verletzen, gäbe ich Ihrem Verlangen Gehör. — Glauben Sie, daß ich, durch Erfüllung meiner Pflichten, am meisten leide, und daß gewiß edle Beweggründe meine Handlungen leiten.“

Nach dem Zeugnis ihrer Schwester Therese, die selbst Beethoven innig zugetan war, waren die „heiligen Bande“, die Josephine nicht verletzen wollte, die Sorge um ihre vier Kinder, denen sie zuhause später auch eine Ehe auf sich nahm, die sie für ihr ganzes weiteres Leben — sie starb schon im Jahre 1821 — unglücklich machte. Rückblickend schrieb Therese am 4. Februar 1846 in ihr Tagebuch: „Beethoven! Ist es doch wie ein Traum, daß er der Freund, der Vertraute unseres Hauses war — ein herrlicher Geist! Warum nahm ihn meine Schwester J. nicht zum Gemahl als Witwe Deym? Sie wäre glücklicher geworden als mit St. — Mutterliebe bestimmte sie, auf eigenes Glück zu verzichten.“

Wenn auch durch die neuen Briefe das Rätsel der „Unsterblichen Geliebten“ Beethovens nicht gelöst wurde, so ist durch sie doch eine der intimsten Liebesbeziehungen enthüllt worden, in die der große Künstler je verstrickt wurde.

Der schwierige Hugo Wolf

Von Robert Braun

Wenn ich Frau Rosa Mayreder, die Freundin Hugo Wolfs, und Textdichterin seiner einzigen Oper „Corregidor“ in ihrem Wiener Heim besuchte, wartete ich immer darauf, daß das Gespräch sich von den täglichen Dingen wendete und die alte Dame mit der weißen Lockenfriesur, die an unserem Tisch amütiend den Vorsitz führte, von dem großen Musiker erzählte. Wir erlebten dann anschaulich seine Gegenwart.

Das Besondere im Umgang mit Wolf war nach Frau Mayreder seine über große Empfindlichkeit für Geräusche. Sein Grundsatz „Mich, meine Person, braucht niemand zu verheeren, aber meine Kunst“, lautete zwar sachlich und gewinnend, stellte aber die nächsten Freunde vor nicht geringe Aufgaben. So erinnerte sie sich mit Bangen der Stunden, da Hugo Wolf bei ihr einer geladenen Gesellschaft vorspielte. Es mußte peinliche Stille herrschen. Sämtliche Uhren des Hauses wurden abgestellt. Ereignisse es sich nämlich, daß der Stundenschlag mitten in sein Spiel fiel, konnte niemand ablesen, welche Folgen das haben könne.

Einmal hatte Frau Mayreder illustre Gäste, darunter Nietzsches Freundin, die Schriftstellerin Lou Salomé. Hugo Wolf erschien am Klavier und begann zu spielen. Wer aber kann das Entsetzen der Hausfrau schildern, als sie merkte, daß Frau Salomé sich zu ihrem Nachbarn wendete und mit ihm zu flüstern begann. Jeden Augenblick mußte sie gewärtig sein, daß der Komponist den Klavierdeckel zuschlug, aufsprang und hinauslief. Das Unglück steigerte sich, weil die Störerin den fehmächtigen Blick Frau Mayreders nicht beachtete, sondern fortfuhr, sich zu unterhalten. Wolf schien jedoch nichts zu bemerken, sondern setzte das Spiel fort und brachte es auch glücklich zu Ende. Als freilich das Essen aufgetragen wurde, entdeckte man, daß er fehlte. Das Mädchen berichtete, er habe das Haus verlassen. Am nächsten Tag erschien er wieder, bat die Hausfrau um Verzeihung, beklagte sich aber über gewisse Gäste, die seiner Musik nicht die gebührende Achtung erwiesen.

Im Sommer pflegten ihn Baron und Baronin Lipperheide auf ihrem Schloß Matzen bei Brixlegg einzuladen, und der Komponist durfte dort auch andere Freunde empfangen. Das angenehme Zusammensein konnte aber empfindlich gestört werden, wenn einer der Gäste den Formfehler beging, sich nicht bei Hugo Wolf als dem Hausherrn zu präsentieren.

Einmal war das Paar Mayreder geladen, und auch Professor Larisch hatte sich eingefunden, der es doch versäumte, seine Aufwartung zu machen. Die Folge blieb nicht aus. Wolf hatte ihn längst

Herbstabend

Von Friedrich Märker

Es braust das Land wie eine weite Welle,
Die sich aus blauem Horizont entlöst
Und hin in ungehemmter Schnelle
Aus Fläclichkeit sich zu Höhen aufwärts stößt.
Es rinnt ein Rauschen durch die kahlen Hügel,
Als raffe mächtig eine Wolkenhand
Zum Bündel sie — und rings der Himmelsflügel
Umfließt sie wie ein blaues Garbenband.
Ina Licht versprühend wurde jeder Stein —
Ein Gipfelübergipfel steht die Erde,
Als brähe jah sie schon durch Bläue ein
Und werfe sich zu Gott in jauchender Gebärde.

Der Erde brausendes zum Geist Versprochen
Ward wieder flaches, ackerschwärze Land.
Alles ist dumpf. — Die Birke, die noch eben
Als Silberklöppel unterm Himmel stand,
Hat Äste wie verkohlte Vogelkrallen,
Und meine Seele, die schon heimwärts schwand,
Ließ, müde, ihre Flügel fallen. —

Heimkehr

Von Paul Wimmer

Nun geh ich wieder auf vertrauten Wegen,
Die Wälder raschen tief in meinen Traum.
Erinnern bringt mir jeder Baum entgegen
und köstlich weilt sich der engste Raum.
Hier ist kein Moos, auf dem ich nicht gelegen
und meine Seele um jeden Baum.
Dem Ursprung wieder nahe, dem geheimen,
erschließt sich mir das Ganze aus dem Einen.

bemerkte, streifte ihn aber nur mit stechendem Blick. Nach der Suppe konnte er indessen seinen Ärger nicht länger verbergen und stellte ihn unvermittelt zur Rede. „Wer hat Sie eigentlich eingeladen?“, fragte er ihn quer über den Tisch hin. „Bitte, überzeugen Sie sich selbst“, antwortete Larisch und entnahm seiner Brieftasche eine Postkarte, die Wolf eigenhändig an ihn geschrieben hatte. Aufmerksam las er das Dokument. „Ja, es stimmt“, gab er zu, „aber ich kann mich gar nicht erinnern.“ Nach kurzem Schweigen erhob er sich und verschwand hinauf in sein Zimmer. Man war äußerst peinlich berührt. Als der Gastgeber nicht wieder erschien, entschloß sich Larisch, die Sache persönlich zu bereinigen und bei ihm anzuklopfen.

Einige Zeit später hörten Herr und Frau Mayreder durch das offene Fenster ein höchst angeregtes Gespräch: es waren Wolf und Larisch, die eben am Schloßbleich standen, bereit, ein Boot zu besteigen und hinauszurudern. Von der früheren Verstimmung war nichts zu bemerken. Im Gegenteil schienen sie im besten Einvernehmen, ja, sagten „du“ zueinander, was noch nicht vorgekommen war. Frau Mayreder hörte sogar, wie Wolf den Professor mit der gemühtlichen Wiener Koseform „Larischerl!“ titulierte.

Morgen in den Alpen

Von Ludwig Bäte

Die Dunkelheit ist rasch verweht,
das Licht kommt fromm geflossen;
in allen grauen Gassen
der kalte Morgen steht.

In eines Brunnens sanftem Schwingen
kühl ich mir Herz und Hände;
im Rausch der Alpenwälder
wie bin ich wieder jung!

Die Luft ist hart und klar,
als könnt' ich sie durchbeissen;
und alle Wänsche reifen
mich in ein neues Jahr.

Es soll mir schon gelingen,
was mich zuhause so oft gequält,
die Adern sind gestählt,
und alle Quellen springen.

Und jeder Dämmererschein
der fernern Niederungen
ist jetzt in Form gezwungen,
wird plastisch rund und rein.

So überfall' mich ganz,
du scharfes Sonnenblitz!
Daß aus den Berberitzen
sich flechte Stern und Kranz!

Was war geschehen? Als Frau Mayreder später den Professor nach der Ursache des so unerwarteten Umsehens fragte, erzählte er folgendes. Er hatte Wolf immer noch schlechtgelaunt in seinem Zimmer angetroffen und ihn einfach gebeten, er möge ihm etwas vorspielen. Nicht nur willigte dieser sofort ein, sondern schien auch durchaus versöhnt. Als Larisch vorschlug, eine kleine Wasserfahrt zu unternehmen und Wolf das Rudern zu zeigen, war er so glücklich über diesen Plan, daß er ihm das „Du“ antrug.

Bei einem anderen Besuch in Brixlegg wurden Mayreders von der Equipage des Schlosses am Bahnhof abgeholt, ohne daß, wie es gewöhnlich der Fall war, auch Hugo Wolf mitgekommen war. Während der Fahrt bemerkten sie an einer Wegbiegung ein eifrig laufendes, mit den Armen verzweifelt gestikulierendes Männchen, das sich beim Näherkommen als der Vermittler erwies. Sie hielten sofort an. „Sie Hundsfott! Sie Lump!“ schrie er schon von weitem dem Kutscher zu, „warten Sie, das werde ich Ihnen bei der Baronin eintränken.“ Die Sache klärte sich schnell auf. Der Unglückliche war, um den Anknüpf des Zuges nicht zu versäumen, ohne den Gastgeber abgelaufen.

Hugo Wolf bestieg nun den Wagen und nahm gegenüber von Frau Mayreder im Fond Platz, während ihr Mann auf dem Kutschbock Platz nahm. Sie befanden sich längst wieder in voller Fahrt, als Wolf immer noch Entrüstungsgrufe ausstieß und Beschimpfungen vor sich hinmurmelte. Plötzlich entstand eine Pause. Er blickte Frau Mayreder an, streckte ihr strahlend bleiche Hände entgegen und sagte: „Willkommen, willkommen! Das ist lieb, daß du da bist. Aber wo ist Lino?“ Sie zeigte nach vorn, und jetzt erst, sich umherschauend, entdeckte er den Freund auf dem Kutschbock. „Wie kommt denn du da hinauf, da hätte ich doch sitzen müssen! Das ist doch kein Platz für Gäste!“ rief er aus, während er jetzt auch ihm beide Hände zur Begrüßung hinhielt.

Die Lilie

Von Peter Paul Althaus

Ich bin eine Lilie;
ich bin veranlagt
mit der heiligen Cäcilie,
der Schutzpatronin der Orgeln, der Geiger, der
Cymbalisten;
man gibt mich auf Bildern Engeln in die Hand.

Als neulich auf der Kirchenmauer zwei Tauben
sich küßten,
überkam mich ein wunderam-irdisch' Gelüsten ...
... und ich glaube,
daß auch eine Lilie und eine Taube
sich lieben könnten oder gar müßten,
wenn sie mehr voneinander wüßten.

BESUCH IN KILCHBERG

Ein Schweizer Gedenkort

Von Bettina Seipp

Ein Vorfrühlingsnachmittag am Zürcher See. Ahnungsvoll das föhne Licht, die verhaltene Sehnsucht in der Luft, die Schneestimmen und Erdgeruch. Über dem sanften Wasserspiegel schimmern im Kranz die Schneegipfel. Auf dem höchsten Punkt der „Alten Landstraße“ bei Kilchberg überwältigt der weite Ausblick das Bild. „Hier liegt Natur in ihrer Größe offen; — vor dieser kolossalen Alpenkette, die sich erhebt aus wogenblauen Bette, steht man verstummend, wie vom Gott getroffen.“ An genau dieser Stelle liegt ein ländliches Anwesen, Stallung und Haus. Eine Tafel über der Eingangstür lautet:

HIER WOHNTE
CONRAD FERDINAND MEYER
1877 — 1898

Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Conrad Ferdinand Meyer! ... Der noch vor einem Menschenalter bei uns so geliebte Schweizer Poet, der umfassende geschichtliche Kenner und Säger. Aber wir weltkriegezeichneten Deutschen

Kuhglocken bei Nacht

Von Hans Reisiger

Jede Nacht, Sommernacht,
Läuten mir aus dem Dunkeln
Vom Waldhang bis in den Schlaf herein
Die abgestimmten Glocken der Kühe,
Die da im Freien wandeln und ruhen
Die ganze Nacht.
Lausch ich erwachend auf,
Wenn mir das Mondlicht schräg
Über die Dienen der Kammer fällt
Oder den irrenden Blick
Ein aufblinkender Stern
In die Schwärze des Raumes führt
Oder ein Regen
Durch die Finsternis flüstert:
Immer glückt und tönt das lebende Glockenspiel,
Und in wieder aufsteigenden Schlummers Raum
Stellt sich der nächtigen Herde Bild und Gegenwart:
Atmende Flanken, hingelagert in Gras und Moos,
Silberbeglänzt, oder in Nässe dunstend,
Gehört auf steilen Stufen, weichevoll
Über den weichen Furchen, unter denen
Gewölbt Blick in Sternlicht spiegelt
Oder gelassen blind in schwarze Nähe starrt,
Warmes Schnaufen über bedächtig mahlenden
Mäulern.
Schweres Suchen lässt starke Muskeln,
Hängenden Fells der widerwilligen Wammen,
Bekauten sichere Hüfte, die sich spreizen
Unter der Last bergebender Leiber.
Und immer weich und klangvoll das Gläute,
Als wie von Schöpfen wegen ihnen mitgegeben
In seine Danktheit
Die Nachtluft weht
Über den Schlaf,
Es wandelt Tiergestalt
Groß durch verwundert ruhenden Traum.

von heute, ein anderes, versehrtes Geschlecht, sind so stark jetzt von näheren Fragen und Nöten, von Genüssen und Ängsten bedrängt und gejagt, zu sehr gewandelt, als daß der von keiner Sintflut berührte, der gesicherte Schweizer uns noch immer die entsprechende Aussage böte. Und dennoch! Welche Erfindungskraft und Gestaltung! Was für eine Erzählerkunst, Genauigkeit und Fülle des Worts vermag auch den heutigen Leser zu fesseln. Seelenzustände, die jeder schon einmal, hilflos, sie auszudrücken, erfährt, werden bündig benannt und bezeichnet, daß man freudig erschrickt vor der Feinheit und Schärfe.

Im Gartenpark zur Linken des Hauses, der heute wehmütig-süß erfüllt ist vom jähren Geruch der Frühjahrserde, scheinen die edlen alten Bäume über jung sich begründenden Rasenflächen vergangenen Tagen nachzuträumen. Nach vorne zu, gegen die Weite von See und Ferne, doch hoch darüber, neben der breiten Mauer zur Straße, zieht sich ein langer unspannender Laubengang hin. Aus ihm weht es den fremden Besucher an, als hätten dort noch des Dichters Schritte, die wandelnden Schritte, der Schlag seines Herzens ... Doch wird dies vordere Reich der Rabatten inbrünstig vom Atem des Buchsbaums durchströmt, seinem begierlichen, herben Geruch. Auch regt sich hier, leicht vom Winter zerkrüppelt, die ersten bunten Aurikeln und Primeln, während die mutigen Schneeglöckchen, weiß und frischgrün, sich schon überall standhaft emporstrecken.

Diesem Frieden des Gartens zugewandt und dem träumenden Bild von See und Bergen, liegt an geräumiger Terrasse, neben der ein Nußbaum die Zweige breitet, Conrad Ferdinand Meyers Arbeitszimmer. Es empfängt den Eintretenden als sei sein Bewohner noch heimlich zugegen; wie unangerührt. Zweifelnstiller hell, mit der niedrigen Holzdecke des Züricher Landhauses, dem großen, behaglichen Kachelofen rechts von

der Tür, der Bibliothek an der einen Längswand und dem schwarzen Ledersofa an der anderen, darüber Angelika Kauffmanns den Ehrenplatz einnimmt; mit dem tüchtigen Kirschlaumisch davor, der bis auf die goldbraunen spiegelnden Kanten sauber von grünem Tuch bespannt ist, dem Schreibtisch des Dichters, auf dem noch die alte Petroleumlampe, Zündhölzer und Kerze, ein Merkzettelmäppchen, die Briefwaage und sein Feder- und Tintengerät umherstehen, als sei alles das gestern benutzt worden, läßt dieser so durchaus private Raum, dessen Betreten fast unerlaubt scheint, ganz und gar seinen einstigen Herrn, Conrad Ferdinand Meyer erspüren. Einige Biedermeierstühle, gleichfalls mit schwarzem Leder bezogen, die Bilder des aristokratischen Vaters und Schwiegervaters, des Obersten Ziegler, und die übrigen von Anselm Feuerbach und Adolph von Menzel, vervollständigen die Atmosphäre. Dort, auf dem schlanken Sessel am Fenster, begann Conrad Ferdinand Meyer zu sterben ... Stöhnend hatte er sich, vom Garten kommend, darauf niedergelassen. Man hörte ihn und trug den Dichter sogleich, um ihn schneller zu betten, im nächsten Zimmer auf jenes schwarze Ledersofa am Schreibtisch, dem Sitz seines Schaffens. Da ist er verschieden.

Noch ein weiterer schöner Gartensaal, rechts nebenan, wurde uns gezeigt. Ob zwar die ursprünglichen Möbel von der Tochter Camela durch andere ersetzt worden sind, ist er durch deren warmgoldenes Holz sehr einnehmend festlich. In einer Ecke des langen Raumes, hinter dem Flügel, überrascht die Büste von Thomas Mann. In diesem Gartensaal wurde die Feier seines achtzigsten, des letzten Geburtstages begangen, bei der er selbst sprach.

Auf dem obersten Gipfel von Kilchberg, der „Gräte“, liegt neben der besungenen Kirche der Friedhof. Ein herrlicher Rundblick tut sich dort auf. Unerwartet und nah zur Rechten, das zuvor verborgen gewesene, ländliche Sihltal, mit seinen vom ersten erwachten Grün leuchtend beflügten Hängen und Matten. Und entgegengesetzt, in der Ferne und Weite, das duftige Bild von Alpen und See, im Rücken das berganklimmende Zürich mit seinen dichtbesiedelten Ufern.

Noch mehr als schon unten in Haus und Garten, ergriff an dieser Stätte der Toten die von Vogel-lauten vertiefte Vorfrühlingswehmut des heutigen Tages. Ein schwarzer Marmorobelisk nah bei der Kirche zeigt die Familiengruft Conrad Ferdinand Meyers an. Ihm zur Seite ruhen die Gattin, Luise Ziegler, und die Tochter Camela. Entfernt davon, im Arkadenvorraum der Leichenkapelle, in bezügliche Wandfresken eingefügt, ist sein ganzer Verstorbenen-Chor zu lesen: „Wir Toten, wir Toten sind größere Heere als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!“

Eine leichte Geländeterrasse hinab, im neuen, noch freieren Friedhofsteil, der, nach allen Seiten hin offen, wie im Schoße der Gotteslandschaft liegt, suchten wir das Grab Thomas Manns. Ein grauer unpolierter rauher Granitblock, ein wichtiger Würfel, bezeichnet es. Außer den Daten in lateinischen Lettern, reicht der nackte Stein nur den Namen dar ... Erhabene Weite, Luft, See und Berge der Schweizer Erde sind nun ewig um diesen großen Deutschen.

Während wir noch dort weilten und die Vogelgespräche allmählich verstummten, begann über der abendlich dämmernden Landschaft und dem Garten der Toten die Kilchberger Kirche auf dem Gipfel zu läuten; wie es Conrad Ferdinand Meyer besang:

Bei der Abendsonne Wandern
wann ein Dorf den Strahl verlor,
klagt sein Dunkel es den andern
mit vertrauten Tönen vor.
Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Bewahrung

Von Hermann Kasack

Sie konnte die Figur der Königs-tochter (aus einer holsteinischen St.-Jürgen-Gruppe, die auch im Katalog abgebildet war) mit jener dumpfen Treue, einem Nicht-begreifen-können im aufgeschreckten Blick, kaum noch sehen, kaum noch ertragen, seitdem Clemens gesagt hatte: „So sahst du vor fünfzig Jahren aus, als ich dich schon einmal schnitzte.“ Nicht weil alles wiederkehre, hatte er gemeint. Aber es gebe keinen Ausdruck des Gesichts, der Augen, des Mundes, auch der Hände, der nicht bewahrt sei im großen Katalog der Seele aller Zeiten, in der Kunst. „Erinnere dich an vier Gesichter Hiobs auf der gotischen Truhe“ — und sie hatten sie wieder und wieder betrachtet: das gläubige Vertrauen, das Erstarren im Trotz, die Hingabe an den Schmerz, die weitgelöste Heiterkeit. „Sind es nicht Masken?“ fragte sie. „Es sind weniger Vorstellungen als Überhöhungen“, sagte er.

Aus der Erzählung „Fischchen“ von Hermann Kasack, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main

„Gütig benachbart...“

Thomas Mann starb, neun Wochen nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres, am 12. August 1955 in Kilchberg.

Thomas Mann ist nicht mehr bei uns. Durch mehr als fünf Jahrzehnte waren wir gewöhnt, uns als Mitlebende mit ihm und seinem Schaffen zu empfinden. Wir durften uns unmittelbar angesprochen fühlen, freundschaftlich angesprochen von Blick und Wort, durften dieses unablässig ernst und streng bemühte, dabei aber doch bis auf den Grund von Humor und höherer Heiterkeit erhellte Leben gegenwärtig wissen, uns liebenswürdig und gütig auf diesem Stern benachbart — die Tür brauchte nur aufzugehen, und sich, da standen wir vor ihm, er kam uns entgegen.

Hans Reisiger



Heller Grund von Max Weiler

Ausstellung XXX. Biennale (1960) in Venedig

ERIKA MANN an Hans Reisiger

HOTEL IMPERIAL

Erika Mann

Wien, den 2. Mai 1960.

Liebster Reisiger,

es war so besonders nett und traulich bei Ihnen, the other day, — aber wissen Sie, was? nachts darauf träumte mir, Sie hätten das greulichste und unstillbarste Nasenbluten, — ganz einfach, weil ich zu lang geblieben. Und — für Sie — zu lang war es sicher! Aber was sollte ich machen? Mein langer Magnus konnte mich nun einmal nicht früher abholen (und ich war gedankenlos genug gewesen, mir die Zeit nicht richtig zu errechnen). Verzeihen Sie, bitte!

Und seien Sie sehr dankbar für die Überlassung jener bildhübschen und ergreifenden Erinnerungen an „Pappi“ nicht nur, sondern auch für die so freundliche Übersetzung jenes Seefelder Reise-Estrablattes. Das ist ja eine höchst erfreuliche, überraschend hochstehende und gut gemachte Publikation! Und, abgesehen von Ihrem schönen „Morgenstern“ (von wann stammt denn der?) und von den liebenswerten Dingen, Sami'n betreffend, die auf jenen

anderen Blättern nicht figurierten, hat auch „H.R., der Dichter der Inneren Rede“ mich herzlich erfreut. Wer ist dieser Strobel, — ein „eingeweiheter“ Mann, offenbar!

Hier lebe ich nun, mehr nolens, als volens, meiner anstrengenden Injektionskur, in der Hoffnung, sie möchte mir doch recht bald mein bißchen Verstand wiedergeben. Es war etwas lästig, wie, in der letzten Zeit, die kleinen grauen Zellen sich mählich verflüchtigen. Und zwar nicht so, daß jeder es gleich merkte, — nur eben so, daß, was ich allenfalls schrieb, mir nicht gefiel. Und wenn das Zeug schon dem Autor mißfällt ...! Ach, und manchmal blickte ich so leer! Fast, als säße ich in einer Gesellschaft, wo allgemein Toast gegessen würde.

Und somit Adieu für heute, mein Lieber. Ich werde nicht vernähen, häufig — in gewissen unregelmäßigen Intervallen — darüber nachzudenken, welche Ehrungen für Ihren Achtzigsten auszuheken seien. Mein Sechzigster ist ja auch schon in sechs Jahren. Doch dies völlig nebenbei!

Sehr die Ihre:

E. M.

Unbekannte Liebestbriefe Beethovens

Von Willi Reich

Die nahen Beziehungen Beethovens zu der in Ungarn beheimateten gräflichen Familie Brunsvik sind von jeher ein wichtiges Objekt der Beethoven-Forschung gewesen. Unter den drei Komtessen Therese, Josephine und Charlotte Brunsvik vermutete man vor allem in Josephine die Adressatin des berühmten Briefes an die „unsterbliche Geliebte“, der sich in Beethovens Nachlaß vorfindet. Dieses Rätsel wird wohl niemals gelöst werden können, doch haben einige Briefe Beethovens, die vor kurzem erstmals veröffentlicht



wurden, die Liebe des Künstlers zu Josephine vollkommen klar erwiesen. Die aus den Jahren 1804 bis 1807 stammenden Briefe gehörten zu der grandiosen Beethoven-Sammlung des Zürcher Müsers Dr. H. C. Bodmer, die nach dessen Tod (1956) durch Schenkung in den Besitz des Beethoven-Hauses in Bonn überging. Dessen Leiter, Professor Dr. Joseph Schmidt-Görg, hat die Briefe in einer kostbaren Faksimile-Ausgabe veröffentlicht und mir gütigst gestattet, die Texte ausgiebig zu zitieren. Ich habe diese Zitate so ausgewählt, daß sie vor allem das Werden Beethovens und die Reaktionen Josephines erkennen lassen. Dabei wurde der Originalwortlaut beibehalten, die Orthographie und die Interpunktion aber dem heutigen Gebrauche angepaßt.

Der intimere Verkehr zwischen Josephine und Beethoven dürfte 1804 begonnen haben. Josephine, die 1799 den um dreißig Jahre älteren Grafen Joseph Deym geheiratet hatte, war Ende 1803, vierundzwanzigjährig, Witwe geworden. „Sie blieb mit vier Kindern hilflos in ganz ungeordneten Verhältnissen zurück. Ihre Gesundheit erlitt damals einen Stoß, von dem sie sich nie wieder ganz erholt hat: In ihrem Kummer und ihrer Ratlosigkeit — vornehm, zart, eine Treibhauspflanze, die plötzlich dem rauhen Wind ausgesetzt ist — war sie gegen die Überfälle des Gefühls schlecht gewappnet, und Beethoven, durch keine Rücksicht auf den Gatten mehr zurückgehalten, glüht auf in Hoffnung und Leidenschaft.“ (Romain Rolland.)

Beethoven hatte Josephine schon 1799, noch als Mädchen, kennengelernt. In seinen ersten Briefen an die Witwe spricht er viel von musikalischen Veranstaltungen in deren Hause und vom eigenen Schaffen. Anfangs 1805 widmet er ihr das Lied „An die Hoffnung“ (Text aus Tiedges „Urania“). Von diesem Lied und von seiner Arbeit an der Oper „Leonore“ (Fidelio) ist in einem Brief aus dieser Zeit die Rede, der mit den folgenden Sätzen schließt: „Es ist nun wahr, ich bin nicht so tätig als ich hätte sein sollen — aber ein innerer Gram (der Komponist spielt hier und im nächsten Satz auf sein sich damals sehr verschärfendes Gehörleid an) hatte mich lang meiner sonst gewöhnlichen Spannkraft beraubt. Einige Zeit hindurch, als das Gefühl der Liebe in mir für Sie, angebotene J., zu keimen anfing, vermehrte sich dieser noch. Sobald wir einmal wieder ungestört beisammen sind, dann sollen Sie von meinem wirklichen Leiden und von dem Kampf mit mir selbst zwischen Tod und Leben, den ich einige Zeit hindurch führte, unterrichtet sein. Ein Ereignis machte mich lange Zeit an aller Glückseligkeit des Lebens hienieden zweifeln; nun ist es

Die Lilie

Von Peter Paul Althaus

Ich bin eine Lilie;
ich bin verwandt
mit der heiligen Cäcilie,
der Schutzpatronin der Orgeln, der Geiger, der
Cymbalisten;
man gibt mich auf Bildern Engeln in die Hand.
Als neulich auf der Kirchenmauer zwei Tauben
sich küßten,
überkam mich ein wundersam-irdisch' Gelüsten ...
... und ich glaube,
daß auch eine Lilie und eine Taube
sich lieben könnten oder gar müßten,
wenn sie mehr zueinander wüßten.

nicht halb mehr so arg: ich habe Ihr Herz gewonnen, o ich weiß es gewiß, welchen Wert ich darauf zu legen habe. Meine Tätigkeit wird sich wieder vermehren, und — hier verspreche ich es Ihnen, hoch und teuer — in kurzer Zeit werde ich meiner und Ihrer würdiger dastehen. — O mögen Sie doch einen Wert darauf legen, durch Ihre Liebe meine Glückseligkeit zu gründen — zu vermehren — o geliebte J.! — Nicht der Hang zum andern Geschlecht zieht mich zu Ihnen, nein, nur Sie, Ihr ganzes Ich mit allen Ihren Eigenheiten haben meine Achtung — alle meine Gefühle — mein ganzes Empfindungsvermögen — an Sie gefesselt. — Als ich zu Ihnen kam, war ich in der festen Entschlossenheit, auch nicht einen Funken Liebe in mir keimen zu lassen. Sie haben mich aber überwunden — ob Sie das wollten — oder nicht wollten? — Diese Frage könnte mir J. wohl einmal auflösen. — Ach Himmel, was möchte ich Ihnen noch alles sagen! — wie ich an Sie denke — was ich für Sie fühle — aber wie schwach, wie armselig diese Sprache — wenigstens die meinige! — Lange — lange Dauer möge unser Liebe werden! Sie ist so edel — so sehr auf wechselseitig Achtung und Freundschaft gegründet. Selbst die große Ähnlichkeit in so manchen Sachen, im Denken und Empfinden — o, sie lassen mich hoffen, daß Ihr Herz lange für mich schlagen werde. Das meine ich kann nur aufhören für Sie zu schlagen, wenn es garnicht mehr schlägt. — Geliebte J., leben Sie wohl. Ich hoffe aber auch, daß Sie durch mich ein wenig glücklich werden — sonst wäre ich ja — eigennützig.“

Der gleichen Zeit gehört wahrscheinlich auch eine Aufzeichnung Beethovens an, die durch eine im Nachlaß Josephines vorgefundene Abschrift bekannt geworden ist: „Von ihr — der einzig Geliebten. — Warum gibt es keine Sprache, die das ausdrücken kann, was noch weit über Achtung — weit über alles ist, was wir noch nennen können! Oh, wer kann sie aussprechen und nicht fühlen, daß, so viel er auch über sie sprechen möchte, daß alles nicht sie erreicht — Nur in Tönen! — Ach, bin ich nicht zu stolz, wenn ich glaube, die

Grasgarten

Von Jürgen Eggebrecht

Hinter Ufern hergewehtes Haus.
Wer guckt durch krummen Pfaffenbaum
nach mir so brennend aus?
Gerittene Wipfelreize,
Gedanke eines Blitzes!
Schlag in mich ein,
berühre mich fest;
ich wohne leicht in deinem Nest,
ich schaue mich in deinem Baum.
Wie du, der Blitz, so ich, der Traum.

Töne wären mir williger als die Worte? — Sie, sie mein Alles, meine Glückseligkeit! — Ach nein! Auch nicht in meinen Tönen kann ich es, obsond' die Natur mich hierin nicht ganz beschenkt, so ist es doch zu wenig für Sie. Stille schlage nur armes Herz — weiter kannst du nichts! — Für sie — Immer für sie — nur sie — ewig sie — bis ins Grab nur sie! — Meine Erquickung, mein Alles! O Schöpfer, wache über sie — segne ihre Tage — eher über mich alles Ungemach! — Nur sie! — Stärke sie — tröste sie — in dem armen, seligen und doch oft glückseligen Dasein der sterblichen Menschen! — Wäre auch sie nicht, die mich wieder an das Leben angeketet, auch ohne dieses wäre sie mir alles!“

Die späteren Briefe Beethovens — insgesamt sind es dreizehn — atmen nicht die gleiche Glut wie der zitierte und die gleichzeitige Aufzeichnung; sie sind aber, vor allem in den Äußerungen und Schlußwendungen vertraulicher gehalten als die früheren; in einem einzigen findet sich sogar der Übergang zum Du: „Leb wohl Engel — meines Herzens — meines Lebens!“

Daß Josephine ihren Gefühlen viel mehr Zwang auferlegte als Beethoven den seinen, geht schon aus dem Umstand hervor, daß sie ihre Briefe an ihn sorgsam konzipierte, ehe sie in Reinschrift absandte. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung ein Entwurf, der wohl aus der Zeit unmittelbar nach den früher zitierten Äußerungen Beethovens stammen dürfte. In ihm heißt es: „Der nähere Umgang mit Ihnen, lieber Beethoven, diese Wintermonate hindurch, ließ Eindrücke in meinem Gemüt zurück, die keine Zeit — keine Gegenstände — tilgen werden. — Ob sie froh oder trauernd sind? — mögen Sie sich selbst sagen. Auch, was Sie — in dieser Hinsicht — dabei vermindern oder vermehren konnten. — Meine ohnedies für Sie enthusiastische Seele, noch ehe ich Sie persönlich kannte, erhielt durch Ihre Zuneigung Nahrung. Ein Gefühl, das tief in meiner Seele liegt und keines Ausdrucks fähig ist, machte mich Sie lieben, noch ehe ich Sie kannte, machte Ihre Musik mich für Sie enthusiastisch — die Güte Ihres Charakters, Ihre Zuneigung vermehrte es. — Dieser Vorzug hätte der schönsten Schmuck meines Lebens sein können, liebten Sie mich minder sinnlich. — Daß ich diese sinnliche Liebe nicht befriedigen kann, zürnen Sie auf mich. —

Ich müßte heilige Bande verletzen, gäbe ich Ihrem Verlangen Gehör. — Glauben Sie, daß ich, durch Erfüllung meiner Pflichten, am meisten leide, und daß gewiß edle Beweggründe meine Handlungen leiten.“

Nach dem Zeugnis ihrer Schwester Therese, die selbst Beethoven innig zugezogen war, waren die „heiligen Bande“, die Josephine nicht verletzen wollte, die Sorge um ihre vier Kinder, denen zu Liebe sie später auch eine Ehe auf sich nahm, die sie für ihr ganzes weiteres Leben — sie starb schon im Jahre 1821 — unglücklich machte. Rückblickend schrieb Therese am 4. Februar 1846 in ihr Tagebuch: „Beethoven! Ist es doch wie ein Traum, daß er der Freund, der Vertraute unseres Hauses war — ein herrlicher Geist! Warum nahm ihn meine Schwester J. nicht zum Gemahl als Witwe Deym? Sie wäre glücklicher geworden als mit St. — Mutterliebe bestimmte sie, auf eigenes Glück zu verzichten.“

Wenn auch durch die neuen Briefe das Rätsel der „Unsterblichen Geliebten“ Beethovens nicht gelöst wurde, so ist doch die eine der innigsten Liebesbeziehungen enthüllt worden, in die der große Künstler je verstrickt wurde.

Der schwierige Hugo Wolf

Von Robert Braun

Wenn ich Frau Rosa Mayreder, die Freundin Hugo Wolfs, und Textdichterin seiner einzigen Oper „Corregidor“ in ihrem Wiener Heim besuchte, wartete ich immer darauf, daß das Gespräch sich von den täglichen Dingen wegwendete und die alte Dame mit der weißen Löffchenfrisur, die an unserem Tisch anmutig den Vorsitz führte, von dem großen Musiker erzählte. Wir erlebten dann anschaulich seine Gegenwart.

Das Beschwerlichste im Umgang mit Wolf war nach Frau Mayreder seine übergroße Empfindlichkeit für Geräusche. Sein Grundsatz „Mich, meine Person, braucht niemand zu verehren, aber meine Kunst“, lautete zwar sachlich und gewinnend, stellte aber die nächsten Freunde vor nicht geringe Aufgaben. So erinnerte sie sich mit Bangen der Stunden, da Hugo Wolf bei ihr einer geladenen Gesellschaft vorspielte. Es mußte peinliche Stille herrschen. Sämtliche Uhren des Hauses wurden abgestellt. Ereignete es sich nämlich, daß der Stundenschlag mitten in sein Spiel fiel, konnte niemand absehen, welche Folgen das haben könne.

Einmal hatte Frau Mayreder illustre Gäste, darunter Nietzsche's Freundin, die Schriftstellerin Lou Salomé. Hugo Wolf erschien am Klavier und begann zu spielen. Wer aber kann das Entsetzen der Hausfrau schildern, als sie merkte, daß Frau Salomé sich zu ihrem Nachbarn wendete und mit ihm zu flüstern begann. Jeden Augenblick mußte sie gewärtig sein, daß der Komponist den Klavierdeckel zuschlug, aufsprang und hinauslief. Das Unglück steigerte sich, weil die Störerin den flehentlichen Blick Frau Mayreders nicht beachtete, sondern fortfuhr, sich zu unterhalten. Wolf schien jedoch nichts zu bemerken, sondern setzte das Spiel fort und brachte es auch glücklich zu Ende. Als freilich das Essen aufgetragen wurde, entdeckte man, daß er fehlte. Das Mädchen behauptete, er habe das Haus verlassen. Am nächsten Tag erschien er wieder, bat die Hausfrau um Verzeihung, beklagte sich aber über gewisse Gäste, die seiner Musik nicht die gebührende Achtung erwiesen.

Im Sommer pflegten ihn Baron und Baronin Lipperheide auf ihrem Schloß Matzen bei Brixlegg einzuladen, und der Komponist durfte dort auch andere Freunde empfangen. Das angenehme Zusammensein konnte aber empfindlich gestört werden, wenn einer der Gäste den Formelhieb begann, sich nicht bei Hugo Wolf als dem Hausherrn zu präsentieren.

Einmal war das Paar Mayreder geladen, und auch Professor Larisch hatte sich eingefunden, der es doch versäumte, seine Aufwartung zu machen. Die Folge blieb nicht aus. Wolf hatte ihn längst

Herbstabend

Von Friedrich Märker

Es braust das Land wie eine weite Welle,
Die sich aus blauem Horizont entlost
Und hin in ungemessener Schnelle
Aus Flackheit sich zu Höhen aufgedrückt stößt.

Es rinnt ein Rauschen durch die kahlen Hügel,
Als raffe mächtig eine Wolkenhand
Zum Bündel sie — und rings der Himmelsflügel
Umschließt sie wie ein blaues Garbenband.

Ins Licht versprühend wurde jeder Stein —
Ein Gipfelübergipfel steht die Erde,
Als bräche jäh sie auch durch Bläue ein
Und werfe sich zu Gott in jauchzender Gebärde.

Der Erde brausendes zum Geist Verschwoben
Ward wieder flaches, ackerschwarzes Land.
Alles ist dumpf. — Die Birke, die noch eben
Als Silberklöppel unterm Himmel stand,
Hat Äste wie verkohlte Vogelkrallen,
Und meine Seele, die schon heimwärts schwand,
Ließ, müde, ihre Flügel fallen — — —

Heimkehr

Von Paul Wimmer

Nun geh ich wieder auf vertrauten Wegen,
Die Wälder rauchen tief in meinen Traum.
Erinnern bringt mir jeder Baum entgegen
Und köstlich weilt sich der enge Raum.
Hier ist kein Moos, auf dem ich nicht gelegen
Und meine Seele um jeden Baum.
Dem Ursprung wieder nahe, dem geheimen,
erschließt sich mir das Ganze aus dem Einen.

bemerkte, streifte ihn aber nur mit stechendem Blick. Nach der Suppe konnte er indessen seinen Ärger nicht länger verbergen und stellte ihn unvermittelt zur Rede. „Wer hat Sie eigentlich eingeladen?“, fragte er ihn quer über den Tisch hin. „Bitte, überzeugen Sie sich selbst!“, antwortete Larisch und entnahm seiner Brieftasche eine Postkarte, die Wolf eigenhändig an ihn geschrieben hatte. Aufmerksam las er das Dokument. „Ja, es stimmt“, gab er zu, „aber ich kann mich gar nicht erinnern.“ Nach kurzem Schweigen erhob er sich und verschwand hinauf in sein Zimmer. Man war äußerst peinlich berührt. Als der Gastgeber nicht wieder erschien, entschloß sich Larisch, die Sache persönlich zu bereinigen und bei ihm anzuklopfen.

Einige Zeit später hörten Herr und Frau Mayreder durch das offene Fenster ein höchst angenehmes Gespräch: es waren Wolf und Larisch, die eben am Schloßteich standen, bereit, ein Boot zu besteigen und hinauszurowern. Von der früheren Verstimmung war nichts zu bemerken. Im Gegenteil schienen sie im besten Einvernehmen, ja, sagten „du“ zueinander, was noch nicht vorgekommen war. Frau Mayreder hörte sogar, wie Wolf den Professor mit der gemüthlichen Wiener Koseform „Larischer!“ titulierte.

Morgen in den Alpen

Von Ludwig Bäte

Die Dunkelheit ist rasch verweht,
das Licht kommt fromm geflossen;
in allen grauen Gassen
der kalte Morgen steht.

In eines Brunnens sanftem Schwung
kühlt ich mir Herz und Hände;
im Rauch der Alpenrösche,
wie bin ich wieder jung!

Die Luft ist hart und klar,
als könnt' ich sie durchdringen;
und alle Wünsche reifen
mich in ein neues Jahr.

Es soll mir schon gelingen,
was mich zuhaus so oft gequält,
die Adern sind gestählt,
und alle Quellen springen.

Und jeder Dämmerstein
der fernen Niederungen
ist jetzt in Form gezwungen,
wird plastisch rund und rein.

So überfall' mich ganz,
du scharfes Sonnenbild!
Daß aus den Berberitzen
sich flechte Stern und Kranz!

Was war geschehen? Als Frau Mayreder später den Professor nach der Ursache des so unerwarteten Umsehens fragte, erzählte er folgendes. Er hatte Wolf immer noch schlechthergelungen in seinem Zimmer angetroffen und ihn einfach gebeten, er möge ihm etwas vorspielen. Nicht nur willigte dieser sofort ein, sondern schien auch durchaus versöhnt. Als Larisch vorschlug, eine kleine Wasserfahrt zu unternehmen und Wolf das Rudern zu zeigen, war er so glücklich über diesen Plan, daß er ihm das „Du“ antrug.

Bei einem anderen Besuch in Brixlegg wurden Mayreders von der Equipage des Schlosses am Bahnhof abgeholt, ohne daß, wie es gewöhnlich der Fall war, auch Hugo Wolf mitgekommen war. Während der Fahrt bemerkten sie an einer Wegbiegung ein eifrig laufendes, mit den Armen verzweifelt gestikulierendes Männchen, das sich beim Näherkommen als der Vermittler erwies. Sie hielten sofort an. „Sie Hundstott! Sie Lump!“, schrie er schon von weitem dem Kutscher zu, „warten Sie, das werde ich Ihnen bei der Baronin eintränken.“ Die Sache klärte sich schnell auf. Der Unglückliche war, um die Ankunft des Zuges nicht zu versäumen, ohne den Gastgeber abgelaufen.

Hugo Wolf bestieg nun den Wagen und nahm gegenüber von Frau Mayreder im Fond Platz, während ihr Mann auf dem Kutschbock Platz nahm. Sie befanden sich längst wieder in voller Fahrt, als Wolf immer noch Entrüstungsgrufe ausstieß und Beschimpfungen vor sich himmelte. Plötzlich entstand eine Pause. Er blickte Frau Mayreder an, streckte ihr strahlend beide Hände entgegen und sagte: „Willkommen, willkommen! Das ist lieb, daß du da bist. Aber wo ist Lino?“ Sie zeigte nach vorn, und jetzt erst, sich umkehrend, entdeckte er den Freund auf dem Kutschbock. „Wie kommt denn du da hinauf, da hätte ich doch sitzen müssen! Das ist doch kein Platz für Gäste!“, rief er aus, während er jetzt auch ihm beide Hände zur Begrüßung hinhielt ...

BESUCH IN KILCHBERG

Ein Schweizer Gedenkort

Von Bettina Seipp

Ein Vorfrühlingsnachmittag am Zürcher See. Ahnungsvoll das föhige Licht, die verhaltene Sehnsucht in der Luft, Vogelstimmen und Erdgeruch. Über dem saunen Wasserspiegel schimmern im Kranz die Schneegipfel. Auf dem höchsten Punkt der „Alten Landstraße“ bei Kilchberg überwältigt der weite Ausblick das Bild. „Hier liegt Natur in ihrer Größe offen; — vor dieser kolossalen Alpenkette, die sich erhebt aus wogenblauem Bette, steht man verstummend, wie vom Gott getroffen.“ An genau dieser Stelle liegt ein ländliches Anwesen, Stallung und Haus. Eine Tafel über der Eingangstür lautet:

HIER WOHNTE
CONRAD FERDINAND MEYER
1877—1898

Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Conrad Ferdinand Meyer! ... Der noch vor einem Menschenalter bei uns so geliebte Schweizer Poet, der umfassende geschichtliche Kenner und Sänger. Aber wir weltkriegsgezeichneten Deutschen

Kuhglocken bei Nacht

Von Hans Reisiger

Jede Nacht, Sommernacht,
Läuten mir aus dem Dunkel
Vom Wald hin bis in den Schlaf herein
Die abgemessenen Glocken der Kühe,
Die da im Freien wandeln und ruhen
Die ganze Nacht.
Lautsch ich erweichend auf,
Wenn mir das Mondlicht schräg
Über die Dienen der Kammer fällt
Oder den irrenden Blick
Ein aufblinkerndes Stern
In die Schwärze des Baumes führt
Oder ein Regen
Durch die Finsternis flüstert:
Immer glückt und tönt das lebende Glockenspiel,
Und in wiederkehrenden Schallern Raum
Stellt sich der wüchigen Herde Bild und Gegenwart:
Atmende Flanken, hingelagert in Gras und Moos,
Silberglanz, oder in Nässe dunstend,
Gehört auf steilen Stirnen, weichevoll
Über den weisen Furchen, unter denen
Gewölbt der Blick in Sternlicht spiegelt
Oder gelassen blind in schwarze Nähe starrt,
Warmes Schnaufen über bedächtig mahelnden
Mäulern,
Schweres Sacken lässtiger starker Muskeln,
Hängenden Fells der würdevollen Wammen,
Behutame sichere Hüfte, die sich spreizen
Unter der Last bergig gewandter Leiber,
Und immer weich und klangvoll das Gelächte,
Als wie von Schöpfers wegen ihnen mitgegeben
In seine Dunkelheit
Die Nachtluft weht
Über den Schlaf,
Es wandelt Tiergestalt
Groß durch verwundert ruhervollen Traum.

von heute, ein anderes, verkehrtes Geschlecht, sind zu stark jetzt von näheren Fragen und Nöten, von Genüssen und Ängsten bedrängt und gejagt, zu sehr gewandelt, als daß der von keiner Sinfonie berührte, der gesicherte Schweizer uns noch immer die entsprechende Aussage böte. Und dennoch! Welche Erfindungskraft und Gestaltung! Was für eine Erzählkunst, Genauigkeit und Fülle des Worts vermag auch den heutigen Leser zu fesseln. Seelenzustände, die jeder schon einmal, hilflos, sie auszudrücken, erfuhr, werden bündig benannt und bezeichnet, daß man freudig erschrickt vor der Feinheit und Schärfe.

Im Gartenpark zur Linken des Hauses, der heute wehmütig-süß erfüllt ist vom jähren Geruch der Frühjahrsblüte, scheinen die edlen alten Bäume über jung sich begründenden Rasenflächen vergangenen Tagen nachzuträumen. Nach vorne zu, gegen die Weite von See und Ferne, doch hoch darüber, neben der breiten Mauer zur Straße, zieht sich ein langer umspannender Laubengang hin. Aus ihm weht es den fremden Besucher an, als haften dort noch des Dichters Blicke, die wandelnden Schritte, der Schlag seines Herzens ... Doch wird dies vordere Reich der Rabatten inbrünstig vom Atem des Buchsbaums durchströmt, seinem begehrliehen, herben Geruch. Auch regen sich hier, leicht vom Winter zerküht, die ersten bunten Aurikeln und Primeln, während die mutigen Schneeglöckchen, weiß und frühlingsgrün, sich schon überall standhaft emporstrecken.

Diesem Frieden des Gartens zugewandt und dem träumenden Bild von See und Bergen, liegt an geräumiger Terrasse, neben der ein Nußbaum die Zweige breitet, Conrad Ferdinand Meyers Arbeitszimmer. Es empfängt den Eintretenden als sei sein Bewohner noch heimlich zugegen; wie unangerührt. Zweifelslos hell, mit der niedrigen Holzdecke des Zürcher Landhauses, dem großen, behaglichen Kachelofen rechts von

der Tür, der Bibliothek an der einen Längswand und dem schwarzen Ledersofa an der anderen, darüber Angelika Kaufmanns den Ehrenplatz einnimmt; mit dem tüchtigen Kirschbaumtisch davor, der bis auf die goldbraunen spiegelnden Kanten sauber von grünem Tuch bespannt ist, dem Schreibtisch des Dichters, auf dem noch die alte Petroleumlampe, Zündhölzer und Kerze, ein Merkzettelkästchen, die Briefwaage und sein Feder- und Tintengerät umherstehen, als sei alles das gestern benutzt worden, läßt dieser so durchaus private Raum, dessen Betreten fast unerlaubt scheint, ganz und gar seinen einstigen Herrn, Conrad Ferdinand Meyer erspüren. Einige Biedermeierstühle, gleichfalls mit schwarzem Leder bezogen, die Bilder des aristokratischen Vaters und Schwiegervaters, des Obersten Ziegler, und die übrigen von Anselm Feuerbach und Adolph von Menzel, vervollständigen die Atmosphäre. Dort, auf dem schlanken Sessel am Fenster, begann Conrad Ferdinand Meyer zu sterben ... Stöhnend hatte er sich, vom Garten kommend, darauf niedergelassen. Man hörte ihn und trug den Dichter sogleich, um ihn schneller zu betten, im nördlichen Zimmer auf jenes schwarze Ledersofa am Schreibtisch, dem Sitz seines Schaffens. Da ist er verschieden.

Noch ein weiterer schöner Gartensaal, rechts nebenan, wurde uns gezeigt. Obzwar die ursprünglichen Möbel von der Tochter Camela durch andere ersetzt worden sind, ist er durch deren warmgoldenes Holz sehr einnehmend festlich. In einer Ecke des langen Raumes, hinter dem Flügel, überrascht die Büste von Thomas Mann. In diesem Gartensaal wurde die Feier seines achtzigsten, des letzten Geburtstages begangen, bei der er selbst sprach.

Auf dem obersten Gipfel von Kilchberg, der „Gräte“, liegt neben der besungenen Kirche der Friedhof. Ein herrlicher Rundblick tut sich dort auf. Unerwartet und nah zur Rechten, das zuvor verborgen gewesene, ländliche Siedel, mit seinen vom ersten erwachten Grün leuchtend beflügten Hängen und Matten. Und entgegengesetzt, in der Ferne und Weite, das duftige Bild von Alpen und See. Im Rücken das berganklimmende Zürich mit seinen dichtbesiedelten Ufern.

Noch mehr als schon unten in Haus und Garten, ergriß an dieser Stätte der Toten die von Vogel-lauten vertiefte Vorfrühlingswehmüt des heutigen Tages. Ein schwarzer Marmorbisakel nah bei der Kirche zeigt die Familiengruft Conrad Ferdinand Meyers an. Ihm zur Seite ruhen die Gattin, Luise Ziegler, und die Tochter Camela. Entfernt davon, im Arkadenvorraum der Leichenkapelle, in bezügliche Wandfresken eingefügt, ist sein ganzer Verstorbenen-Chor zu lesen: „Wir Toten, wir Toten sind größere Heere als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!“

Eine leichte Geländeterrasse hinab, im neuen, noch freieren Friedhofsteil, der, nach allen Seiten hin offen, wie im Schoße der Gotteslandschaft liegt, suchten wir das Grab Thomas Manns. Ein grauer unpolierter Granitblock, ein wuchtiger Würfel, bezeichnet es. Außer den Daten in lateinischen Lettern, reicht der nackte Stein nur den Namen dar ... Erhabene Weite, Luft, See und Berge der Schweizer Erde sind nun ewig um diesen großen Deutschen.

Während wir noch dort weilten und die Vogel-gespräche allmählich verstummten, begann über der abendlich dämmernden Landschaft und dem Garten der Toten die Kilchberger Kirche auf dem Gipfel zu läuten; wie es Conrad Ferdinand Meyer besang:

Bei der Abendsonne Wandern
wann ein Dorf den Strahl verlor,
klagt sein Dunkel es den andern
mit vertrauten Tönen vor.
Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!

Bewahrung

Von Hermann Kasack

Sie konnte die Figur der Königtöchter (aus einer holsteinischen St.-Jürgen-Gruppe, die auch im Katalog abgebildet war) mit jener dumpfen Treue, einem Nicht-begreifen-können im aufgeschreckten Blick, kaum noch sehen, kaum noch erkennen, seitdem Clemens gesagt hatte: „So saß du vor fünf-hundert Jahren aus, als ich dich schon einmal schnitzte.“ Nicht weil alles wiederkehrte, hatte er gemeint. Aber es gebe keinen Ausdruck des Gesichts, der Augen, des Mundes, oder der Hände, der nicht bewahrt sei im ersten Katalog der Seele aller Zeiten, in der Kunst. „Erinnere dich an vier Gesichter Hiobs auf der gotischen Truhe“ — und sie hatten sie wieder und wieder betrachtet: das gläubige Vertrauen, das Erstarren im Trotz, die Hingabe an den Schmerz, die weltgelöste Heiterkeit. „Sind es nicht Masken?“ fragte sie. „Es sind weniger Vorstellungen als Überhöhungen“, sagte er.

Aus der Erzählung „Falschungen“ von Hermann Kasack, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main

„Gütig benachbart...“

Thomas Mann starb, neun Wochen nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres, am 12. August 1955 in Kilchberg.

Thomas Mann ist nicht mehr bei uns. Durch mehr als fünf Jahrzehnte waren wir gewohnt, uns als Mitlebende mit ihm und seinem Schaffen zu empfinden. Wir durften uns unmittelbar angesprochen fühlen, freundschaftlich angesprochen von Blick und Wort, durften dieses unablässig ernst und streng bemühte, dabei aber doch bis auf den Grund von Humor und höherer Heiterkeit erhellte Leben gegenwärtig wissen, uns liebenswürdig und gütig auf diesem Stern benachbart — die Tür brauchte nur aufzugehen, und sich, da standen wir vor ihm, er kam uns entgegen.

gen, lebhaft, rasch, mit der herzlichen Gebärde, den Kopf etwas zur Seite geneigt... Wir sind verwirrt. Der Abschied ist noch zu nah, als daß wir uns seinem Werk zuwenden und die vertraute Fülle des von ihm Geschaffenen zu uns reden lassen könnten. Dazu ist das alles (auch selbst die Herrlichkeit des „Joseph“, die blühende Märchenherrlichkeit zumal des ägyptischen Joseph!) noch zu sehr wie in eine leise Erstarrung gebannt von dem kühlen Anhauch aus den bildlosen Räumen, in die er nun hinübergeschritten ist. Aber das wird schwinden, und das Werk wird uns nur um so lebensvoller sein. Uns und den nach uns Kommenden. (Bildlose Räume? Aber vielleicht strahlend erfüllt von den Urbildern dessen, oder vom Geist dessen, was hier in hoher Kunst und Dichtung dann und wann aufglänzt?)

Hans Reisiger



Heller Grund von Max Weber

Amstellung XXX. Biennale (1940) in Venedig

ERIKA MANN an Hans Reisiger

HOTEL IMPERIAL

Erika Mann

Wien, den 2. Mai 1960.

Liebster Reisi,

es war so besonders nett und traulich bei Ihnen, the other day, — aber wissen Sie, was? nachts darauf träumte mir, Sie hätten das greulichste und unstillbarste Nasenbluten, — ganz einfach, weil ich zu lang geliebt. Und — für Sie — zu lang war es sicher! Aber was sollte ich machen? Mein langer Magnus konnte mich nun einmal nicht früher abholen (und ich war gedankenlos genug gewesen, mir die Zeit nicht richtig zu errechnen). Verzeihen Sie, bitte!

Und seien Sie sehr bedankt für die Überlassung jener bildhübschen und ergreifenden Erinnerungen an „Pappa“ nicht nur, sondern auch für die so freundliche Übersendung jenes Seefelder Reisel-Extrablattes. Das ist ja eine höchst erfreuliche, überraschend hochstehende und gut gemachte Publikation! Und, abgesehen von Ihrem schönen „Morgenstern“ (von wann stammt denn der?) und von den liebenswerten Dingen, Sami'n betreffend, die auf jenen

anderen Blättern nicht figurierten, hat auch „H. R.“, der Dichter der „Inneren Rede“ mich herzlich erfreut. Wer ist dieser Strobel, — ein „eingeweicht“ Mann, offenbar!

Hier lebe ich nun, mehr tolos, als volens, meiner anstrengenden Injektionskur, in der Hoffnung, sie möchte mir doch recht bald mein bißchen Verstand wiedergeben. Es war etwas lästig, wie, in der letzten Zeit, die kleinen grauen Zellen sich mählich verflüchtigen. Und zwar nicht so, daß jeder es gleich merkte, — nur eben so, daß, wie ich allenfalls schrieb, mir nicht gefiel. Und wenn das Zeug schon dem Autor mißfällt ...? Ach, und manchmal blickte ich so leer! Fast, als säße ich in einer Gesellschaft, wo allgemein Toast gegessen würde.

Und somit Adieu für heute, mein Lieber. Ich werde nicht veräumen, häufig — in gewissen unregelmäßigen Intervallen — darüber nachzudenken, welche Ehrungen für Ihren Achtzigsten auszuheben seien. Mein Sechzigster ist ja auch schon in sechs Jahren. Doch dies völlig nebenbei!

Sehr die Ihre:

E. M.